

# WJG Info 2 - 2005/06

Das Infoblatt des Werner-Jaeger-Gymnasiums

Februar 2006

## Januar 2006: Hans Wilhelm Straeten wird geehrt - Werner-Jaeger-Gymnasium auf vollen Touren

Hans Wilhelm Straeten wird geehrt	01
Der stellvertretende Schulleiter stellt sich vor	05
Eröffnung der Dreifeldturnhalle	06
Dem Täter auf Spur	07
Wenn Lernen zum Vergnügen wird	08
Tag der Offenen Tür am WJG	08
Rotary Club am WJG	09
Wissenschaftsforum am WJG	10
Paul Celan, Todesfuge	14
Martin Buber, „Die Fünfzigste Pforte“	15
Adolf Eichmann vor dem Militärgericht	16
Exkursion zur Universität Köln,	18
Zusammenarbeit des WJG mit der Uni Köln	18
Streitschlichter-Seminar in Bad Münstereifel	19
Jugendmedientage Hamburg 2005	20
Die 6c im Nettetaler Rathaus	22
Theater	22
Gastschüler? - JA, bitte!	23
Schach	05
Die Knoebecke	23
Termine	24

Blickt man von der Verabschiedung unseres stellvertretenden Schulleiters, Herrn Hans Wilhelm Straeten, am 31. Januar 2006 zu den Weihnachtsferien zurück, dann fragt man sich in diesem noch jungen Jahr überrascht: „Und das sollen erst drei Wochen gewesen sein?“

Denn der Januar 2006 hatte es in sich:

- Einweihung und Tage der Offenen Tür der neuen Dreifeldsporthalle;

- Abgabe der letzten schul- und lehrerindividuell erstellten Abiturarbeiten vor dem NRW-Wechsel zum Zentralabitur;

- Unterrichtsverteilung und Stundenplan für das 2. Halbjahr, nachdem sowohl die Nachfolge für das Amt des stellvertretenden Schulleiters als auch der Ersatz für diverse weitere Stunden gesichert waren;

- Projekt der 9. Klassen: „Dem Täter auf der Spur“;

- Studien- und Berufswahlorientierung für die Jgst. 12 inklusive der Berufsberatung durch Vertreter des Rotary-Clubs;

- Lernen lernen als Wochenendseminar für Schüler(innen) der Klassen 6, 7, 8;

- Verabschiedungsfeier für Herrn StD H. W. Straeten in der Werner-Jaeger-Halle.

Bedenkt man, dass all dieses neben dem Unterricht bzw. als Unterricht in anderer Form erfolgte, dann wird schnell klar: Viel mehr passt wirklich nicht in einen Monat, weil jeder Tag ja nach wie vor eben nur 24 Stunden hat!

Über die meisten der o. g. Projekte wurde bereits mehrfach in der Presse berichtet. Auch können Interessierte sich in der Schulhomepage

informieren, wenn diesbezügliche Artikel aus Platzmangel nicht den Weg ins WJG-Info gefunden haben.

Die Verabschiedung des stellvertretenden Schulleiters jedoch sollte dem offiziellen Schulblatt einen ausführlichen Bericht wert sein. Natürlich fällt die dabei erforderliche Auswahl aus dem reichhaltigen Festprogramm und den verschiedenen Reden zu Ehren von Herrn Straeten schwer. Seine Ausbildung und Berufsentwicklung nahmen jedoch durchweg so viel Raum ein, dass ich mich entschieden habe, anhand des in Zahlen Fassbaren hier einen kurzen Überblick über die berufliche Vita des ausscheidenden stellvertretenden Schulleiters zu geben, weil so deutlich wird, um welche Dimension es sich bei seiner Dienstzeit für das WJG handelt:

Nach seinem Abitur im März 1960 am Geschwister-Scholl-Gymnasium in Düsseldorf, dem anschließenden Studium der Fächer Mathematik und Physik für das Lehramt an Gymnasien an der Albertus-Magnus-Universität zu Köln und dem Referendariat am Studienseminar in Duisburg wurde er am 22.8.1968 zum Studienassessor auf Probe ernannt (heute würde man sagen: „Studienrat zur Anstellung“ oder „auf Widerruf“).

Zum 1.8.1971 bewarb er sich auf eine Studienratsstelle am Werner-Jaeger-Gymnasium in



Nettetal. Es gab damals großen Bedarf im Fach Mathematik, und der damalige Schulleiter, Herr Anton Glaab, die Verantwortlichen des Schulträgers, einfach alle, unterstützten seine Bewerbung, so dass er zum Schuljahr 1971/72 als



Studienrat seinen Dienst am WJG antreten konnte.

Zum Oberstudienrat wurde Herr Straeten mit Urkunde vom 13.1.1974 befördert, und schon gut 2,5 Jahre später, nämlich zum 13.9.1976, erfolgte im Rahmen einer Leistungsbeförderung die Ernennung zum Studiendirektor.

Einen Beförderungsstau gab es also zu dieser Zeit noch nicht, wohl aber gelegentliche Haushaltssperren, wovon er sogar profitieren konnte: Zwar wurde er erst offiziell am 1.2.1985 stellvertretender Schulleiter, konnte sich jedoch bereits im Dezember seine auf den 26.11.84 datierte Urkunde abholen, was ihm auch zustand (natürlich nicht juristisch abgesichert!). Denn schließlich hatte er das Amt zuvor bereits kommissarisch ausgefüllt. Hierzu wurde er nun, nach

Erhalt der Ernennungsurkunde, auch formal aufgefordert, allerdings mit dem Hinweis, aus der kommissarischen Ausübung des Amtes seien keine Ansprüche abzuleiten.

Seit nunmehr gut 21 Jahren hatte Hans W. Straeten also das Amt des stellvertretenden Schulleiters mit seiner großen Aufgabenfülle inne. In jedem Fall erfüllte er seine Pflichten korrekt, zügig und zum Wohle der Schüler(inne)n und der Schule.

Nachdem er nun auch noch wegen der veränderten Pensionsbestimmungen ein halbes Jahr länger bleiben musste, sind es 34,5 Jahre, mehr als die Hälfte seines Lebens (schließlich wurde er am 31.1.2006 gerade erst 65), während derer er dem Werner-Jaeger-Gymnasium im besten Sinne des Wortes diente.

Für seinen unermüdlichen Einsatz gebührt ihm von Seiten der ganzen Schule ein herzliches Dankeschön! Das geht aber auch an die Adresse seiner Familie: Seine Frau und die drei Kinder Michael, Stefan und Petra (alle drei Ehemalige des WJG) wussten ihn während so mancher Stunde zwar dienstlich am WJG, mussten aber zu Hause auf ihn verzichten.

So weit, gleichsam im Zeitraffer, die Vita von Hans Wilhelm Straeten, wie sie in mehreren Laudatios der versammelten Festgemeinde vor Augen geführt wurde.

Ergänzt wurde diese eher sachlich-anerkennde Perspektive durch die brillante Rede von Dr. H.-J. Pauly, Schulleiter zwischen 1981 und 2001, der sich in seinem Grußwort humorvoll der 20jährigen Zusammenarbeit mit seinem Stellvertreter erinnerte, um schließlich dessen Augenmerk auf die sich ihm nun eröffnende Zukunft zu richten:

„Lieber Herr Straeten, sehr verehrte Frau Straeten, liebe Schülerinnen und Schüler, meine Damen und Herren, ein bekanntes Novalis-Gedicht beginnt mit den Zeilen „Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren / sind Schlüssel aller Kreaturen [...]“. Nun will ich keineswegs behaupten, dass der Dichter damals vor 200 Jahren Mathematiker gemeint hat, die sich zur Ruhe setzen, aber vielleicht ist die Vorstellung, wenigstens tageweise mal ohne Taschenrechner oder Computer auszukommen, selbst für einen lebenslangen Zahlenmenschen nicht ganz reizlos. Wir müssen auch dem jungen Romantiker Novalis nicht hundertprozentig folgen, wenn er „in Märchen und Gedichten / erkennt die wahren Weltgeschichten“. Aber je älter man wird, um so mehr bewegt man sich doch gedanklich in diese Richtung.

Als ich vor nun gut vier Jahren an dieser Stelle in den Ruhestand (übrigens ein fürchterliches Wort und zum Glück auch überhaupt nicht zutreffend!) verabschiedet wurde, benutzten Sie, Herr Straeten, mein früher gelegentlich gebrauchtes Bild von der Schule als großem Schiff, das für jede Kursänderung viel Zeit benötigt. Bleiben wir bei diesem Bild, so haben wir beide genau 20 Jahre zusammen für Dampf auf diesem Schiff gesorgt und 17 von diesen 20 Jahren waren Sie mein Erster Offizier. Mit Herrn Forsten hatten Sie einen starken Vorgänger, aber Sie haben sehr schnell Ihren eigenen Stil gefunden, und ich konnte mich stets voll auf Ihre Loyalität und Ihre Kompetenz verlassen.

Wir hatten auch ein paar zunächst zufällige Berührungspunkte, die uns die Zusammenarbeit erleichterten: Kinder in etwa dem gleichen Alter, dazu noch mit musikalischen Aktivitäten, ein Grundvertrauen auf einige altpreußische Tugenden (wie Verlässlichkeit, Genauigkeit und Ausdauer) und die gemeinsame Einsicht, nichts an Schüler weitergeben zu wollen, von dem man selbst nicht spürbar überzeugt ist. Daneben hatten wir natürlich auch einige unterschiedliche Talente, was uns erlaubt hat, uns gegenseitig schon mal aus Sackgassen herauszuholen, in die der andere sich etwas verrannt hatte. Für mich waren Sie, Herr Straeten, immer ein offener Gesprächspartner, übrigens leicht zu finden: Ich musste mich nur durch das Loichtsche Raucher-Fegefeuer zur Raucherhöhle durchkämpfen, weswegen ich es vorzog, längere Debatten in meinem Raum abzuhalten. Jedenfalls danke ich Ihnen ganz herzlich für alle Hilfen und Tipps - das WJG ist mir ohne Sie noch schwer vorstellbar.

Allerdings sollte sich keiner von uns für unersetzlich halten, so sehr wir das auch alle gern glauben möchten. Zu dieser Erkenntnis hat mir schon mein Großvater verholfen, der – schon sterbenskrank – zu meiner Mutter zu sagen pflegte: „Kind, es ging ohne Bismarck, es geht auch ohne mich!“

Aber viel wichtiger ist ja heute die Frage, was Sie in der nächsten Zeit (also mindestens bis 2041) erwartet. Über das Leben als Pensionär kann ich nun wirklich Auskünfte aus erster Hand erteilen:

Der Reiz, morgens ganze Schülerscharen am heimischen Schlafzimmer vorbei radeln zu hören und trotzdem ohne das geringste Schuldbewusstsein wieder in die Kissen zurückzusinken, ist nur von relativ geringer Dauer.

Nicht beständig ist auch das Gefühl, jetzt endlos Zeit zu haben. Denn jedermann stellt nun Anforderungen an Sie unter dem Motto: „Sie haben ja jetzt Zeit!“

Aber wunderschön ist die Befreiung von der Fron, Arbeiten zu festen Terminen abliefern oder tun zu müssen. Sie können in Zukunft schöne Dinge einfach auskosten und meist ohne

schlechtes Gewissen Unangenehmes auf später verschieben. Was Sie jedoch wie ich wohl vermissen werden, ist der tägliche Umgang mit vielen Jugendlichen, die einen fordern und wach halten. Meine Enkel bemühen sich allerdings nach Kräften und mit großem Erfolg, diese Lücke bei mir wieder auszufüllen.

Vor dem Alter sollte uns allen nicht bange sein, solange wir das Glück haben, gesund zu bleiben. Und was unsere äußere Schönheit angeht: Einem Physiker brauche ich nicht zu erklären, dass eine Falte dadurch entsteht, dass zuviel Oberfläche zuwenig Volumen umgibt. Aber Falten signalisieren Stoffreichtum, dem Licht schenken sie Schatten und dem Leben Tiefe. Als Linien der Vergangenheit erzählen sie Geschichten und machen uns interessant. Eine Flasche jungen Weins ist etwas Schönes, aber was ist sie gegen eine Auslese aus schrumpeligen, trockenen Beeren?

Lieber Herr Straeten, genießen Sie Ihre neue Freiheit – hoffentlich viele Jahre und zusammen mit Ihrer Frau in guter Gesundheit. Die Finanzkasse des Landes wird sich hoffentlich noch lange an jedem Monatsende an uns beide erinnern.“

Auch der Bürgermeister der Stadt Nettetal, Herr Christian Wagner, ließ es sich nicht nehmen, Herrn Straeten persönlich mit einer ausgefeilten Rede zu verabschieden, so wie es als Vertreter der Eltern Herr Dr. Alexander Schink und als Vertreter des Kollegiums Herr Rainer Derendorf, der Lehrerratsvorsitzende, nach ihm taten. Letzterer übergab dem scheidenden Kollegen auch das Geschenk des Kollegiums, ein für alle Situationen perfekt ausgestattetes Fahrrad.

Dann folgte - dem Düsseldorfer Jungen Hans Wilhelm Straeten und der sich gerade zum Höhepunkt aufschwingenden Fünften Jahreszeit voll angemessen - ein eigens für diesen Festakt von einigen Lehrerinnen am WJG liebevoll und mit viel Spaß ersonnenes Lied, auf die Melodie des Udo Jürgens-Songs „Aber bitte mit Sahne“ getextet und vom gesamten Lehrkörper vorgetragen.

Diese Darbietung demonstrierte eindrucksvoll eine oft übersehene Seite unserer Kolleginnen und Kollegen: die Fähigkeit, sich auf hohem Niveau selbst nicht ganz ernst zu nehmen! Schon allein deswegen ist das Lied es wert, hier abgedruckt zu werden:



Er kam in die Schule, viele Jahre ist's her.  
Sich einzuarbeiten, das fiel ihm nicht schwer.  
Er ging bei Herrn Forsten erst in die Lehre,  
dann machte er selbst als „Zweiter“ Karriere.  
Wer das ist, Sie werden es sicher erraten:  
Das ist unser Herr Straeten.

Und auch in der frühen WJG- Zeit  
War zu sportlichem Kegeln er öfter bereit.  
Und selbst nach langen, stress'gen Schultagen  
sah man ihn dann heftigst den Federball schlagen.  
Wer war nie verletzt, na, Sie können's erraten?  
Das ist unser Herr Straeten.

Und weil er wusste, unsre Schule ist gut,  
schickte er seine Kinder an dies Institut.  
Frau Straeten auch machte sich wenig Sorgen:  
Aus allen ist heute etwas geworden -  
Michael, Stefan und Petra Straeten,  
die drei Kinder von Straeten.

Wir sahen uns täglich um Viertel vor Acht,  
die Zigarette war schon angemacht.  
Wir bliesen zum Sturm auf die Schülermassen,  
das Organisieren blieb ihm überlassen.  
Das erledigte immer, Sie können's erraten,  
souverän der Herr Straeten.

Dann klingelt's zur Pause, das Kollegium braucht Ruh,  
da betritt er den Raum, flüstert leise uns zu  
mit ruhiger Stimme und angemessen:  
„Sie haben wohl Ihre Aufsicht vergessen.“  
So flüstert nur einer, Sie werden's erraten:  
Das bringt nur der Herr Straeten.

Nun ist's mit dem Schuldienst für immer vorbei.  
Bei allen Terminen, da hat er jetzt frei.  
Doch am WJG bei Feiern und Festen  
da sehen wir ihn gerne unter den Gästen,  
und rufen, Sie werden's sicher erraten:  
„Stets willkommen, Herr Straeten!“

Mit einem dem Original in Lebensgröße täuschend echten  
„Straeten“ warteten dann einige Ehemalige auf, die es sich  
nicht hatten nehmen lassen, ihren Mathe- und Physiklehrer  
in Lebensgröße abzubilden. Sie gaben auch die eine  
oder andere Anekdote aus ihren Unterrichtstagen preis,  
wozu Herr Straeten nachträglich den von den ehemaligen  
Schüler(inne)n verwendeten Begriff „Ölleken“ erhellte, mit  
dem er neben dem „+“ und dem „-“ die Unterrichtsbeiträge  
seiner Schützlinge bewertete: „Wer ein Ölleken bekam, war  
noch einmal mit einem blauen Auge davon gekommen.“  
Zweifellos hat H.W. Straeten es verdient, sich nach rund 35  
Jahren des Einsatzes um das WJG und seine Schüler(innen)  
auf eine Fahrt in den Schnee zu freuen, wobei sein  
Rückblick auf eine Zeit, in der es „Jahre ohne jeden Erlass

aus Düsseldorf gegeben hat“, heute jedem Eingeweihten  
unfassbar erscheint. Denn die Schulleiter(innen) der  
jüngeren Zeit finden sich wohl eher wieder in dem Bild  
von der schulischen Arbeit, wie es der im Jahre 2000  
verstorbene Professor Wolf Müller-Limroth, Ordinarius für  
Arbeitsphysiologie der TU München, sarkastisch überspitzt  
skizzierte - ein Zitat, mit dem der scheidende Stellvertreter  
seine Abschiedsrede ausklingen ließ:

„Wahrscheinlich gibt es nicht viele Berufe, an die die  
Gesellschaft so widersprüchliche Anforderungen stellt:  
Gerecht soll er sein, der Lehrer, und zugleich menschlich  
und nachsichtig, straff soll er führen, doch taktvoll auf  
jedes Kind eingehen, Begabungen wecken, pädagogische  
Defizite ausgleichen, Suchtprophylaxe und Aidsaufklärung



“Wie er den Schülern in Erinnerung bleibt”  
Karrikatur: Theresa Behle

betreiben, auf jeden Fall den Lehrplan einhalten, wobei  
Hochbegabte gleichermaßen zu berücksichtigen sind wie  
Begriffsstutzige.

Mit einem Wort: Der Lehrer hat die Aufgabe, eine  
Wandergruppe mit Spitzensportlern und Behinderten  
bei Nebel durch unwegsames Gelände in nordsüdlicher  
Richtung zu führen, und zwar so, dass alle bei bester Laune  
und möglichst gleichzeitig an drei verschiedenen Zielorten  
ankommen.“

Solche Gratwanderungen wird sich Herr Straeten zukünftig  
für seine privaten Bergtouren vorbehalten, und den von  
ihm dargestellten gewandelten Dienstpflichten der heutigen  
Lehrer(innen) darf er nun getrost den Rücken kehren!

*E. Ponzelar-Warter*



### Der neue stellvertretende Schulleiter stellt sich vor

Die ersten Tage in der „neuen“ Schule sind vorbei, freundlich aber auch gespannt und erwartungsvoll wurde ich aufgenommen von Kolleginnen und Kollegen, Schülerinnen und Schülern. Einen „etwas ausführlicheren“ Lebenslauf soll ich schreiben, erzählen, wer ich bin.

Gut. Wie wurde aus jemandem, der in der ersten Stunde in der Grundschule als einziger bei der Frage, wer denn wieder nach Hause möchte, aufzeigte (schockierend für meine Eltern, die im Boden versinken wollten), ein Lehrer?

Geboren wurde ich im Jahre 1957 in Aachen, wo ich auch die Grundschule und das Gymnasium besuchte. Während der Gymnasialzeit wurde bei mir mehr und mehr eine Affinität zu den Naturwissenschaften und der Mathematik deutlich, etwas, das auf einem altsprachlichen Gymnasium nicht unbedingt von Vorteil war.

Nachdem ich dann die Hürden, die Ovid, Livius, Xenophon, Homer und andere Zeitgenossen aufgestellt hatten, doch erfolgreich überwunden hatte, verschlug es mich an die in Aachen ansässige RWTH, wo ich begann, Physik zu studieren, nachdem mir dies spannender als eine Ingenieurwissenschaft erschien. Nach einigen Semestern wechselte ich dann zum Lehramtsstudiengang.

Jedenfalls hatte ich 1984 mein erstes Staatsexamen in der Tasche und die Welt stand mir offen in Form des Referendariats, das ich im fernen Wuppertal absolvierte.

Zwei Jahre später lag die Einstellungsquote beim Land NRW etwa bei Null und ich musste mich nach Alternativen umsehen. Ich fand sie in der Bischöflichen Marienschule in Mönchengladbach, einer Stadt, die mir bis dahin nur durch ihren damals noch etwas erfolgreicheren Fußballverein bekannt war.

Was habe ich seitdem in der Schule gemacht?

Ganz viel unterrichtet, meine heutige Frau kennengelernt, begonnen, Informatik zu unterrichten, mich mit Freiarbeit und Methodentraining auseinandergesetzt, Projektwochen organisiert, Verwaltungsarbeiten erledigt und all die anderen schönen Dinge, die man in einer Schule machen kann.

Was ist sonst noch so passiert?

1987 wurde meine Tochter Andrea geboren; 2002 habe ich geheiratet, nachdem viele das bei mir gar nicht mehr für möglich gehalten hatten, und anschließend haben wir unser Haus in MG-Hardt gebaut, wo wir mit dem Jüngsten der drei Söhne meiner Frau wohnen.



Gibt es außer Schule noch andere Dinge in meinem Leben? Glücklicherweise ja, zum Beispiel: Ich treibe gerne Sport (solange nicht wieder irgend etwas weh tut), lese gerne (vor allem abends vor dem Einschlafen), insbesondere Krimis, Science Fiction und Sachbücher, esse gerne (zusammen mit Freunden oder zu zweit) die Dinge, die meine Frau gekocht hat, bei einem Glas Wein und (nicht zuletzt) Kuchen, verbringe gerne Zeit in Holland, in Österreich (wo ich es liebe, zu Fuß auf Berge hinaufzulaufen) und natürlich in Italien.

Wie geht's jetzt weiter?

Nun, mit dem Wechsel nach Nettetal beginnt für mich ein spannender neuer Lebensabschnitt, in dem es zunächst einmal heißt, sich an eine neue Umgebung und veränderte Abläufe zu gewöhnen, neue Aufgaben zu übernehmen und ganz viele neue Gesichter kennenzulernen.

Nach der sehr freundlichen Aufnahme in den ersten Tagen bin ich davon überzeugt, dass dieser Lebensabschnitt auch ein schöner und erfolgreicher sein wird. Daher freue ich mich auf die Zusammenarbeit mit allen am WJG!

*Hartmut Esser*

Aus dem WJG-Info-1-2005/2006



Schwarz zieht h4-h3+ und gewinnt im nächsten Zug den weißen Bauer auf f3. Der Bauer auf g3 ist jetzt auf seinem Weg zum Umwandlungsfeld g1 nicht mehr aufzuhalten.

Neue Aufgabe

Weiß ist am Zug und gewinnt!



## Rede anlässlich der Eröffnung der Dreifeldturnhalle am 14.01.2006



Sehr geehrte Frau Ponzelar-Warter, sehr geehrter Herr Bürgermeister Christian Wagner, sehr geehrte Festgäste, liebe Sportlerinnen und Sportler, zum heutigen Festtag möchte auch ich Sie in der neuen guten Stube des Nettetaler Sports sehr herzlich begrüßen. Der Vereins- und Schulsport in Nettetal hat es nach über dreißig Jahren zähen Verhandeln endlich geschafft.

Für mich persönlich ist dies ein sehr bewegender Moment, und gemeinsam mit meinen Mitstreitern im Stadtsportverband Nettetal bin ich stolz und dankbar für das Erreichte.

Wir befinden uns hier wahrlich auf einem sportlich historischen Gelände. Seit dem Jahr 1902, der Geburtsstunde des Lobbericher Sportclubs, wurde hier Fußball gespielt. Das Nachbargelände wurde 1923 von der Gemeinde Lobberich an den TV Lobberich als Turnplatz zur Verfügung gestellt. 1927 wird die Turnhalle Wevelinghover Straße fertiggestellt, wahrscheinlich eine der ältesten Turnhallen im Kreis Viersen.

Nach dem 2. Weltkrieg wurden mit Eigenleistung der Vereine TV Lobberich und Lobbericher Sportclub beide Plätze neu errichtet, wo in den Folgejahren der sportliche Erfolg aufblühte und zu den Lokalderbys im Handball und Fußball bis zu 3.000 Zuschauer kamen. Gerne erinnern sich die Älteren unter unseren Festgästen an die Zeit, als die 1. Handballmannschaft des TV Lobberich in der höchsten deutschen Spielklasse, der Handball-Oberliga, spielte. Die erste und einzige Olympiateilnehmerin aus Lobberich, Anneliese Gerhards, kam aus den Reihen des TV Lobberich und trainierte auf diesem Platz.

1958 errichtete die Gemeinde Lobberich das Stadion und es wurde etwas ruhiger auf dem Aschenplatz, aber nicht lange: In den Folgejahren fanden hier große Turniere des Reit- und Fahrvereins Lobberich statt – wieder mit mehreren tausend Zuschauern.

Das Jahr 1973 bringt für den Handballsport ein wehmütiges Ereignis: Mangels Interesse der Zuschauer und Spieler wird der Feldhandball aufgegeben, und 1978 werden auf dem Handballfeld des TV Lobberich (Eigentümer ist die Josef-Veith-Turnerkampfbahn) fünf Tennisplätze errichtet.

Vor diesem Hintergrund kann man erkennen, wie schwer es den Verantwortlichen vom TV Lobberich und vom Verein

Josef-Veith-Turnerkampfbahn gefallen ist, ihre sportliche Heimat für den Bau der Dreifeldturnhalle aufzugeben. Und ich kann verstehen, dass ältere Sportler aus den Reihen des TV Lobberich heute mit Wehmut am ehemaligen Vereinsgelände vorbeigehen.

Trotzdem, die Entscheidung war richtig und ich möchte mich ausdrücklich bei Günter Isenberg und Hans-Hubert Glock stellvertretend für beide Vereine herzlich für die wegweisende Entscheidung bedanken.

Die Leichtathletikabteilung des TV Lobberich hat eine neue Heimat beim SC Union Nettetal im Stadion Lobberich gefunden. Mit beträchtlichen finanziellen Mitteln wurden alle leichtathletischen Anlagen auf den neuesten Stand gebracht.

Auch die Tennisabteilung hat nun ein neues Zuhause auf der Anlage von Grün-Weiß-Lobberich. Beiden Vereinen möchte ich ausdrücklich dafür danken, dass sie die heimatlosen Abteilungen des TV Lobberich aufgenommen haben. Das ist solidarische Unterstützung von Sportvereinen.

Wenn ich mir nun unsere neue Dreifeldturnhalle ansehe, meine ich, dass sich unsere gemeinsamen Anstrengungen gelohnt haben. Hier ist trotz aller Sparzwänge in den kommunalen Kassen eine Sportstätte entstanden, in der sich die Schüler des Werner-Jaeger-Gymnasiums und die Sportler unserer Vereine wohl fühlen werden. Stellvertretend für viele möchte ich mich herzlich bei Landrat Peter Ottmann, Bürgermeister Christian Wagner sowie den Damen und Herren Stadtverordneten bedanken. Ohne Sie und Ihre weitreichende Entscheidung wäre diese Turnhalle nicht errichtet worden. Mein Dank gilt auch allen anderen am Ausbau Beteiligten, angefangen vom Planer über die ausführenden Firmen bis zu den Mitarbeitern des Baudezernates der Verwaltung.

Es ist eine Binsenweisheit, dass Bewegung im Allgemeinen und vernünftig betriebener Sport im Besonderen gesundheitsfördernde Wirkung haben. Nun ist man dabei zwar prinzipiell nicht auf spezielle Einrichtungen angewiesen. Bei den meisten Sportarten mit festen Regeln - gleichgültig, ob im Freien oder in der Halle auszuüben - sieht das hingegen ganz anders aus: Ohne die entsprechende Anlage ist nichts zu machen und schon gar nicht sportlicher Erfolg zu erzielen.

Die Turnhallen am Gymnasium und an der Wevelinghover Straße, die bisher zur Verfügung standen, verdienten diese Bezeichnung eigentlich nicht. Sie erwiesen sich seit langem schon als unzulänglich. Das Provisorium abzulösen war deshalb der berechtigte Wunsch der hier sporttreibenden Vereine und des Werner-Jaeger-Gymnasiums.

Ich denke, die neue Sporthalle ist rundum gelungen und ein Gewinn für unser Gemeinwesen. Ich wünsche allen, die sie nutzen, dass ihnen ihr Sport stets viel Spaß macht, dass sie ihre Ziele erreichen und dass sie, ob allein oder im Team, viele Erfolge erringen.

*Willi Wittmann, Vorsitzender des Stadtsportverbands*

## Dem Täter auf Spur - Projekt der Jahrgangsstufe 9

### Bericht aus der Sicht eines Schülers



Wie das seit zwei Jahren am WJG üblich ist, haben auch wir, die jetzige Klasse 9, am fächerübergreifenden Projekt „Dem Täter auf der Spur“ teilgenommen. Es dauerte eine Woche und stellte uns vor die Aufgabe, einen Kriminalfall zu lösen. Der Tatort wurde für jede Klasse einzeln aufgebaut, Lehrer(innen) und zum ersten Mal auch Schüler(innen) der Jahrgangsstufe 13 spielten alle im Fall involvierten Personen.

Am Montag sahen wir uns zuerst einmal einen Film von „Columbo“ an und schauten uns einige Sachen ab, und am Dienstagmorgen fanden wir dann einen perfekt vorbereiteten Tatort vor, den unsere, der Regel nach eingekleideten, Spurensucher sofort explizit unter die Lupe nahmen.

Kurz vorher hatten wir uns in einzelne Gruppen aufgeteilt, die da waren: Redaktion, Layouter, Fotografen, Ermittler und Spurensucher.

Die Arbeitsergebnisse mussten am Ende eines jeden Tages an unseren im Foyer stehenden Stellwänden als Plakate oder Zeitungsseiten angebracht werden. Dazu diente die Redaktion der Klasse wie eine Art Hauptquartier. Hier wurden in der Regel alle Informationen, Erkenntnisse und Ideen gesammelt, mit dem Ziel, den Mörder von Doktor Ernst Steinbrecher zu überführen.

In den einzelnen Teilgebieten konnte jeder seine Stärken einbringen. Leute, die sich eher mit Texten auskannten, gingen zur Redaktion, die naturwissenschaftlich Begabten dagegen zu den Spurensuchern.

Aber trotzdem musste man kein Experte auf einem Gebiet sein oder über spezielle Kenntnisse verfügen. Es wäre zwar ab und zu hilfreich gewesen, aber man konnte auch so seinen Teil zum Gelingen des Unternehmens beitragen. Im Ganzen waren eher gutes Teamwork und eine stabile Gruppengemeinschaft von Nöten, um in einem angenehmen Klima den Fall gut zu lösen.

Zwangsläufig kam es bisweilen auch schon mal zu kleinen

oder gar größeren Auseinandersetzungen, die sich aber glücklicherweise nicht all zu lang aufbauten, so dass es am Ende wieder geordnet und friedlich weitergehen konnte.

Das Projekt ist darauf ausgelegt, dass sich die Klassen selber, eigentlich ohne die Hilfe oder das Eingreifen der Lehrer(in), organisieren. So ganz ist das meiner Klasse und mir nicht gelungen, aber ich würde trotzdem sagen, dass dieses Projekt die Selbstständigkeit und die Klassengemeinschaft gestärkt hat. Das fächerübergreifende, projektartige Arbeiten sollte meiner Meinung nach noch häufiger im Schulalltag vorkommen, da man durch praktisches Lernen vieles besser oder schneller begreift und Schule so auch mehr Spaß macht.

Spätestens am Donnerstagmorgen sollten wir alle herausgefunden haben, wer der Mörder oder auch die Mörderin von Herrn Steinbrecher war. Denn jetzt mussten wir vorbereiten, wie wir unsere Ergebnisse über die Zeitungsseiten im Foyer hinaus am letzten Tag der Projektwoche, also am Freitagmorgen, den anderen Klassen spielerisch auf der Bühne vermitteln wollten. Hierzu wurde ausgelost, wie jede Klasse ihr Resultat präsentieren sollte: als Ballade (9d), als Gerichtsverhandlung (9b), als Fernsehreportage (9a) oder als Märchen bzw. Parodie (9c, d.h. wir). Alles reizvolle Aufgaben, aber in dieser (meiner Meinung nach viel zu kurzen) Zeit mussten wir eine Art Theaterstück inszenieren, welches die Leute unterhalten, über den Fall aufklären und vielleicht auch zum Lachen bringen sollte.

Dennoch - abschließend möchte ich sagen, dass mir das Projekt persönlich viel Spaß gemacht hat und solches Lernen ruhig öfters stattfinden könnte.

*Thorben Heks, Klasse 9c*





### Wenn Lernen zum Vergnügen wird

Lernen lernen. Unter diesem verheißungsvollen Stichwort versammelten sich am Mittwochabend, dem 23. November, in der Werner-Jaeger-Halle Eltern, deren Kinder am WJG die Klassen 6, 7 und 8 besuchen.

„Richtiges Lernen von Anfang an“ war das Motto des Abends, und dafür schien Michaela Hilberg, die Grundschullehrerin ist, aber auch Oberstufenschüler(innen) unterrichtet, genau die richtige Dozentin zu sein. Lebendig und mit einleuchtenden Beispielen gestaltete sie ihren Vortrag, bei dem sich Eltern wohl hin und wieder an ihre Schulzeiten zurückerinnert fühlten (beispielsweise wenn sie nach vorne mussten, um 20 „Vokabeln“ fehlerfrei aufzusagen).

Die Lerntipps, die wohl die meisten Eltern erwarteten, sollten sie auch bekommen. Doch zunächst erklärte die Dozentin, welche Teile des menschlichen Gehirns für das Lernen Bedeutung haben. Denn um Kindern beim Lernen helfen zu können, muss man sie erst einmal kennen. Der Spruch: „Wenn du nicht mit ihnen gemein wirst, musst du gemein sein“, funktioniert nämlich nicht, liebe Eltern!

Als Leser(in) können Sie an dieser Stelle das Experiment einmal selbst nachmachen, es braucht nicht viel dazu: Ballen Sie Ihre beiden Hände zu Fäusten. Legen Sie jetzt Ihre beiden Fäuste locker aneinander. Prägen Sie sich dieses Bild gut ein, denn so groß ist Ihr Gehirn!

Doch die Dozentin konnte die Eltern beruhigen, die nach diesem kleinen Beispiel ziemlich durcheinander waren (außer denen mit besonders großen Händen): Die Größe des Gehirns hat nichts mit seiner Leistungsfähigkeit zu tun. Statt dessen geht es um die Zusammenarbeit von linker und rechter Gehirnhälfte. Während nämlich die linke besonders gut Strukturen erkennen könne und sich beispielsweise komplizierte Fremdwörter wie „kompliziert“ merke, sei die rechte Gehirnhälfte die „kreative“. „Sie denkt in Bildern“, versuchte Michaela Hilberg zu verdeutlichen.

Mit diesem Hintergrundwissen gewappnet, scheint es plötzlich auch fast einleuchtend, dass Mathematik für viele Schüler(innen) ein Graus ist. Wie schwer muss es für die rechte Gehirnhälfte sein, beim Errechnen des „Quotienten aus dem Quadrat von x und der Wurzel von y multipliziert

mit z“ nicht einfach abzuschalten – lauter Fremdwörter und dann auch noch Buchstaben, die Zahlen sein sollen, aber gar keine sind, weil da ja Buchstaben stehen!

Doch wie Sie sicher bemerkt haben, sind die komplizierten Dinge im Leben genauso wichtig wie die einfachen und man kommt nicht um sie herum, indem man sie ignoriert. Das wird den Schüler(inne)n spätestens bei der 5 auf dem Zeugnis klar. Doch wie lernt man jetzt richtig, was muss ich tun, fragen Sie sich?

Man kann beispielsweise damit beginnen, dass man, wie uns Michaela Hilberg erklärte, beim Auswendiglernen die Sachen in 7er-Päckchen unterteilt. Ein Päckchen auswendig lernen, kurze Pause, nächstes Päckchen. So können die Wörter vom Ultrakurzzeitgedächtnis über das Kurzzeitgedächtnis optimal ins Langzeitgedächtnis übergehen.

Eine weitere wichtige Disziplin beim Lernen ist das Wiederholen. „Da rein, da raus“, mag hin und wieder stimmen, aber beim 4., 5., 6. Mal bleibt garantiert etwas hängen.

Das Wichtigste ist jedoch, dass die Schüler(innen) Spaß am Lernen bekommen. Dieses „seltene Phänomen“ tritt auf, wenn Eltern versuchen, sich in ihre Kinder hinein zu versetzen. Gute Noten sollen wirklich gelobt und nicht als Selbstverständlichkeit angesehen werden. Und bei der oben angesprochenen 5 nützt es auch nicht viel, zusätzlich zur Enttäuschung des Kindes ihm noch die Hölle heiß zu machen. Statt dessen sollte man sich der Fehlerquellen genau bewusst werden, dem Kind den Rücken stärken und weiterhin an es glauben.

So machen bald auch die komplizierten Dinge wieder Spaß. Und jeder lernt gerne, woran er Spaß hat.

*Helena Behle, Kl. 11b*

Frau Hilbergs Präsentation an diesem Novemberabend war für die Eltern so überzeugend, dass am letzten Wochenende vor den Zeugnissen für rund siebzig Schülerinnen und Schüler in vier Gruppen ein Wochenendseminar stattfinden konnte. Die Presse berichtete.

*E. Ponzelar-Warter*

### Tag der Offenen Tür am WJG



„Die Tür macht auf, das Tor macht weit!“, hieß es am 19.11.2005 am WJG, wenn auch ein wenig früh (eine Woche vor dem 1. Advent). Aber diesmal meinte der Satz nicht die konsumdurchtränkte, Plätzchen produzierende Vorweihnachtszeit, sondern unseren „Tag der Offenen Tür“.

„Alle Jahre wieder“ könnte einem jetzt in den Sinn kommen, doch diesmal ließ sich das WJG etwas Besonderes einfallen: Um die mit Erde gefüllte Plattform beim schwarzen Brett freundlicher zu gestalten, ließ man von einer städtischen Gärtnerei einen wahren Dschungel in das Beet pflanzen, zwar nur ein Paradies auf Zeit (da die Pflanzen wegen des schwachen Lichteinfalls sehr bald schon einzugehen drohten), aber die Schulleitung hat bereits neue Pläne für das Beet.



Die Eltern und Kinder, die an diesem Tag zum ersten Mal in das WJG hinein schnupperten, konnten ihren guten Anfangseindruck vertiefen, indem sie in drei verschiedenen Blöcken den Unterricht verfolgten: Von 10.30 - 11.00 Uhr wurden die Schüler(innen) der Klassen 5 a - c in Fächern wie Deutsch, Englisch oder Biologie unterrichtet, von 11.05 - 11.35 Uhr die Klassen 6 a - c z. B. in Geschichte, Religion oder Musik und von 11.40 - 12.10 Uhr bekamen die Nach-Viertklässler sogar selber zum ersten Mal Unterricht „wie am Gymnasium.“

Wem nach dem vielen Unterricht der Sinn nach etwas Unterhaltung stand, der konnte das WJG von seiner

musikalischen Seite erleben: Das Orchester lud in der Aula zur Offenen Probe ein und fand regen Zuspruch.

Auch der Kairo-Kreis war wieder dabei. Diese Gruppe von engagierten Schüler(inne)n sammelt mit verschiedenen Aktionen (Valentins-Rosen, Verkauf von ägyptischem Schmuck etc.) Geld für Schulen oder andere soziale Projekte in Kairo.

Alles in allem war der „Tag der Offenen Tür“ ein voller Erfolg, sagt die Direktorin: „Wir hatten noch nie so viele Besucher wie in diesem Jahr.“

*Helena Behle, Klasse 11c*

### Rotary Club am WJG oder Erste Hilfe bei der Berufsauswahl



Es ist nicht leicht, sich für einen Beruf zu entscheiden. Es ist immerhin eine Entscheidung fürs Leben, die einem keiner abnimmt. Deshalb bekamen die 12er des WJGs am Abend des 16. Januars Besuch von einigen Mitgliedern des Rotary-Clubs Viersen einen kleinen Einblick in das Berufsleben.

Zunächst sollte ich vielleicht erklären, was der Rotary-Club eigentlich ist: Rotary International stammt ursprünglich aus Amerika. Genauer gesagt, wurde er 1905 von dem Rechtsanwalt Paul Harris und drei seiner Freunde gegründet. Ziel dieser Organisation war und ist es, den Frieden unter den Völkern im beruflichen wie im privaten Leben zu sichern - gleich welcher Rasse und Nationalität sie angehören oder welchen Beruf sie ausüben. Das beinhaltet auch, dass der Club Stipendien und Praktika zum Studium in anderen Ländern vergibt. Des weiteren unterstützt er humanitäre Programme in der ganzen Welt. Inzwischen gibt es 31.500 Clubs in 168 Ländern, und der Rotary-Club zählt heute weltweit etwa 1,2 Millionen Mitglieder.

Natürlich waren am 16.01.2006 nicht alle 1,2 Millionen Mitglieder ins WJG eingeladen, aber aus der direkten Nachbarschaft kamen zahlreiche Mitglieder des Rotary-Clubs Viersen.

Sie vertraten einzelne Berufe, die sie selbst ausübten bzw.

ausgeübt hatten, und so wurden schnell Gruppen zu den unterschiedlichen Berufsfeldern gebildet. So waren z.B. ein Redakteur zugegen, ein Betriebswirt, ein Arzt und ein Sozialpädagoge.

Allein in Raum 62/63 waren vier Gruppen versammelt, mit ganz unterschiedlichen Themen. Doch es funktionierte: Da alle an dem, was das jeweilige Mitglied des RC zu berichten hatte, interessiert waren, war es eine angenehme und ruhige Atmosphäre, und jeder hörte gespannt zu.

Zunächst wurde die Gruppe gefragt, was sie sich unter dem Beruf vorstellte, und zu meinem eigenen Erschrecken stellte auch ich fest, dass ich mir kaum ernsthafte Gedanken um die in Frage kommenden Berufe gemacht hatte – und das in der 12! Aber da war ich nicht die Einzige. Deshalb war es gut, dass wir diese Berufe vorgestellt bekamen, und zwar nicht nur grob, was den Inhalt betraf, sondern wir erhielten auch eine Antwort auf Fragen wie: „Was muss ich tun, wenn ich diesen Beruf ausüben möchte?“ und „Welche Ausbildung oder welches Studium muss ich dafür absolviert haben?“ Und was genau so wichtig ist: Wir wurden nochmals daran erinnert, dass *wir* die Verantwortlichen für unsere Zukunft sind. Denn es wird wohl keiner nach dem Abitur kommen und sagen: „Genau dich haben wir gebraucht!“, und schwupps haben wir einen Job!

Der RC gab einen Anstoß in diese Richtung und hob in diesem Kontext hervor, dass man auch Praktika gemacht haben sollte, um schon eine Ahnung von der Arbeit vor Ort zu haben. Gerade jetzt, da es noch ein bisschen Zeit bis zu den Sommerferien ist, hätte man ja noch die Chance, einen guten Praktikumsplatz zu bekommen. Vielleicht ist das ja mal eine kleine Anregung für meine Mitschüler(innen)!

Auf jeden Fall war es ein gelungener und wichtiger Abend: Man kann nie zu gut vorbereitet sein auf das Berufsleben!

*Anne van Overbrüggen, Jgst. 12*

## Wissenschaftsforum 2005 am WJG

Für die meisten Menschen, die gerade auf dem allmorgendlichen Weg zur Arbeit oder zur Schule sind, ist dieser Donnerstagmorgen, der 1. Dezember 2005, ein ganz normaler, wie jeder andere. Außer für die Schüler(innen) des WJG, für die steht heute nämlich ein besonderer Punkt auf dem Programm: Die Jahrgangsstufen 10 bis 13 sollen heute beim Wissenschaftsforum den Vorträgen von drei Dozenten lauschen, einem Neurobiologen, einem Philosophen und einer Kunstdozentin, alle zum Thema „Wahrnehmung“. Aber auch Lehrer(innen), Eltern und interessierte Gäste sind dabei, denn ursprünglich hieß dieser Tag „Studientag“ und war zur Weiterbildung des Lehrerkollegiums gedacht.

Wahrnehmung - was stellt man sich unter diesem Thema vor? Wahr nehmen, wahr, real, Realität. Wie wahr ist die Realität und wie weit ist sie von unserer Wahrnehmung abhängig? Der Spruch, „Die Realität ist weder beweisbar noch widerlegbar“, fällt mir ein. Super! Dann stelle ich mir jetzt vor, nichts existiere außer meinem Kopfkissen!

Aber so einfach ist es wohl doch nicht. Folgen wir also dem, was die drei Dozenten zur Wahrnehmung zu sagen haben.

*Helena Behle, Kl. 11c*

### I. Wahrnehmung aus Sicht der Neurobiologie

Die neuronale Seite der Wahrnehmung erläuterte auf dem diesjährigen Wissenschaftsforum des WJG Prof. Dr. Guillén Fernández. Er arbeitet an den Universitäten Nijmegen und Amsterdam als Leiter einer Arbeitsgruppe, die sich mit dem Gedächtnis auseinandersetzt

In seinem Vortrag „Vom Erlebnis zur Erinnerung: zur Neurobiologie des Gedächtnisses“ erläuterte er nicht nur sehr differenziert, sondern auch vor allem gemessen an der enormen Komplexität des Themas beeindruckend verständlich und durch viele anschauliche Beispiele gut für das auf diesem Gebiet unerfahrene Publikum nachvollziehbar die neurologischen Aspekte der Wahrnehmung.

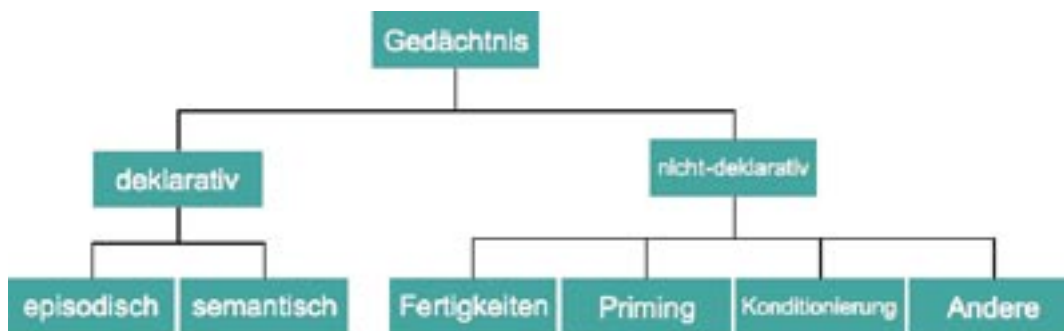
Direkt zu Anfang allerdings ernüchterte er unsere Erwartungen, indem er feststellte: „Wir wissen nur sehr wenig über das Gehirn.“ Von dessen Arbeitsweise liefern die aktuellen Methoden der Wissenschaft nicht viel mehr als unscharfe Momentaufnahmen. Wenn man sich die ungeheure Zahl von 100 Milliarden Nervenzellen nur einmal vorstellt, dann wird auch schnell klar, warum es schwer fällt, zu beobachten, was gerade im Gehirn geschieht.

Trotzdem wissen wir einiges über grundlegende Funktionen: Das Gedächtnis teilt sich in zwei große Bereiche, den deklarativen und den nicht-deklarativen Teil, also einen Bereich, in dem direkt zugängliches Wissen gespeichert ist, z.B. der Satz des Pythagoras, und einen Bereich, der



Erlebnisse gespeichert, vielleicht die erste Begegnung mit der Freundin oder die gestrige Tagesschau. Warum aber erinnern wir uns an manche Erlebnisse aus unserem Leben sehr gut, an andere gar nicht?

Das liegt daran, dass ein Ereignis eine Reihe von Schranken passieren muss, bevor es gespeichert wird. Die erste dieser Schranken ist die Wahrnehmung. Schon jetzt entscheidet das Maß der Aufmerksamkeit, ob es überhaupt wahrgenommen und weiter verarbeitet wird. Wird es das, folgen nun erst eine emotionale und dann eine semantische Verarbeitung.



unbewusstes Wissen speichert, z.B. Fertigkeiten, wie man sich die Schuhe zubindet. (Abb. 1)

Professor Fernández ging dann auf einen speziellen Unterbereich des deklarativen Gedächtnisses ein, das episodische Gedächtnis. In diesem Teil werden persönliche

Beispielsweise erinnern wir uns besser an Ereignisse, die etwas mit Gefühlen, und dann noch speziell guten, zu tun haben. So werden sich wahrscheinlich alle Menschen an ihren ersten Kuss erinnern.

Erst wenn alle diese Schritte durchlaufen sind, kommt es zur

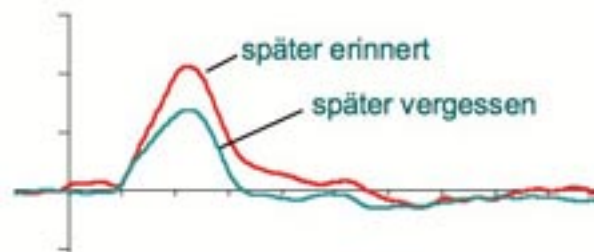
Gedächtnisbildung.

Mehr durch Zufall wissen wir, dass dieser Gedächtnisteil sich im Hippocampus (griechisch für „Seepferdchenstruktur“) befindet: Einem Epileptiker mit besonders schweren Anfällen wurde in einer experimentellen Operation dieser Teil entfernt. Nach dem Eingriff konnte sich der Mann – er wurde von Fernández nicht benannt, wahrscheinlich handelt es sich aber um den in der Neurobiologie populären Patienten H.M. - zwar noch an die Zeit vor dem Eingriff erinnern, von da an aber keine neuen Gedächtnisinhalte mehr aufbauen. Er erinnerte sich beispielsweise nicht an die vergangenen Szenen eines Filmes, den er sah.

Allerdings zeigte sich, dass er noch unbewusste Fertigkeiten erlernen konnte. So übte man mit ihm über mehrere Sitzungen die Fähigkeit, Spiegelschrift zu lesen, und er wurde von Mal zu Mal besser, ohne dass er sich erinnern konnte, dass ihm die Aufgabe schon einmal zuvor gestellt wurde. Eine andere Region muss also für das nicht-deklarative Gedächtnis zuständig sein.

Solche radikalen Operationen werden heute natürlich nicht mehr durchgeführt. Allerdings ist es heute eine erfolgreiche Behandlungsmethode, Epileptikern Tiefenelektroden zu implantieren. Diese messen die Hirnströme, um Anfälle zu lokalisieren und anschließend zu operieren. Ein Abfallprodukt dieser Vorgehensweise sind Erkenntnisse über das Gehirn.

Fernández berichtete von einem Test, den man mit Epileptikern mit diesen Tiefenelektroden durchgeführt hat: Ihnen wurden verschiedene Wörter gezeigt und es wurde dabei gemessen, wie weit der Ausschlag der Elektroden war. Die Testpersonen sollten dann alle Wörter aufzählen, an die sie sich erinnern konnten. Heraus kam, dass man anhand der Ausschläge ziemlich gut voraussagen kann, an welche Wörter sich später erinnert wird. Es wird also anscheinend schon in den ersten Sekundenbruchteilen beim Lesen eines Wortes entschieden, ob man sich später daran erinnert oder nicht (Abb. 2).



Diese Entscheidung ist ganz wichtig, da das Gehirn ständig mit einer gigantischen Informationsflut konfrontiert ist. Umgerechnet sind es 1,4 MB in der Sekunde. Die Datenmenge, die so innerhalb eines Lebens wahrgenommen wird, würde die Speicherkapazität eines Supercomputers um ein Vielfaches übertreffen. Damit kam Fernández zurück auf die Gedanken vom Anfang: Das Gehirn wird mit diesen Mengen nur fertig, weil es selektiert.

Wie bereits erwähnt, ist ein wichtiges Kriterium die Aufmerksamkeit, und zum Beweis führte Fernández ein sehr eindrucksvolles Experiment mit uns durch:

Wir sahen ein Video, das zwei Teams zeigte, die durcheinander laufen und zwei Basketbälle dabei hin und her passen. Das Publikum bekam die Aufgabe, die Pässe des weißen Teams zu zählen. Da alle nun gebannt auf den Ball schauten und zählten, bemerkte kaum einer den Mann, der im Affenkostüm langsam ins Bild schreitet, winkt und wieder weggeht. Erst beim zweiten Vorführen des Videos, bei dem wir nun entspannt hinschauen sollten, bemerkten viele den doch sehr auffälligen „Affen“

und es gab ein großes Gelächter und tiefe Verwunderung.

Abschließend zeigte Prof. Fernández uns am Beispiel einer Zahlenreihe, dass es besonders wichtig für die Erinnerung ist, ob die Zahlen für uns Bedeutungen haben. So fällt es schwer, eine zusammenhanglose Kombination zu behalten, während es mit Reihen, die sich aus persönlich relevanten Daten wie Geburtstag, Telefonnummer usw. zusammensetzen, viel leichter fällt.

Alles in allem war Professor Fernández' Vortrag spannend und informativ und hat sicher bei vielen die Lust ausgelöst, sich weiter mit diesem Thema auseinanderzusetzen.

Übrigens: Der „Affen-Film“ und auch die Power-Point-Präsentation zu diesem Vortrag steht allen Interessierten als Download auf [www.wjg-nettetal.de](http://www.wjg-nettetal.de) zur Verfügung.

*Thorben Bochenek, Steven Keßels, Jgst. 13*

## II. Wahrnehmung aus philosophischer Sicht

Gleich zu Beginn bekannte sich Helmut Engels, emeritierter Fachleiter für Philosophie am Studienseminar in Krefeld, zum Prinzip der Selbstbeschränkung: Alle Wahrnehmungsmechanismen und Kommunikationsmöglichkeiten, die die jahrmillionenlange Evolution im außermenschlichen Bereich hervorgebracht habe, müsse er, da er Nicht-Naturwissenschaftler und also in diesen Bereichen inkompetent sei, ausklammern, so die „Spannungsfelder elektrischer Fische, die Terpen-Signale von Baum zu Baum, die Pheromon-Sprache der Insekten, das Infrarot-Sehen von Grubenottern, die Ultraviolett-Wahrnehmung von Bienen,

de[n] Magnetsinn von Reptilien und Vögeln, die Infra-Basslaute von Walen und Elefanten und die ultrafrequenten Ortungsschreie jagender Fledermäuse“ (Uta Henschel, Ich schnurre, also bin ich: Wie Tiere die Welt sehen; in: GEO Wissen Nr. 29, 2002, S. 54f.).

Auch ich muss mich hier zum Prinzip der Selbstbeschränkung bekennen, stehen mir doch keineswegs eine volle Stunde Redezeit bzw. neun Din A4-Seiten zur Verfügung. Also werde ich, mich gleichsam entlang handelnd an der Engelsschen Perlenschnur - eindrucksvollen Beispielen aus Philosophie und Literatur -, dem Referenten im Zeitraffer



vom Ausgangs- zum Endpunkt seiner Betrachtungen zu folgen suchen.

Da ist zuerst der Sokratische Dialog, in dem der Lehrer dem Schüler - es kann auch eine Schülerin sein - klar werden lässt, dass er auf die Frage: „Was siehst du?“ eigentlich antworten müsste: „Ich sehe Dunkelgrünes, Braunes, Längliches, Rundliches, verschiedene Formen.“ Tatsächlich aber antwortet er: „Ich sehe eine Kiefer!“ weil, so der Schluss des Philosophen, „unser Wahrnehmen immer schon mit Deutungen, Interpretationen, Einordnungen, mit einem blitzschnellen Bestimmen des Wahrgenommenen verbunden ist.“

Dabei nehmen wir in vielen Fällen nur das wahr, was uns wichtig erscheint, wie es die kleine den Hopi-Indianern zugeschriebene Geschichte „Hören worauf?“ zeigt: Ein Weißer und ein Indianer gehen durch eine Großstadt. „Horch“, sagt der Indianer, „eine Grille!“ Der Weiße hört nichts und entschuldigt sich mit dem angeblich besseren Gehör des Indianers. Daraufhin lässt dieser unauffällig ein Geldstück fallen. Alle Weißen um ihn herum horchen auf, bleiben stehen und suchen die Münze. Wahrnehmung ist also kulturkreisabhängig.

Und sie ist abhängig vom Beruf des Betrachters oder Hörers, kommentiert doch im folgenden Beispiel des Referenten der Mediziner das Frauenbildnis eines befreundeten Künstlers knapp mit den Worten: „Es scheint eine doppelte Lungenentzündung zu sein!“

Mag man das noch als lustig empfinden, so stimmen einige Ausführungen Mark Twains eher traurig: Während der Sonnenuntergang am Mississippi den jungen Mark noch entzückt („An einer Stelle glitzerte ein langer schräger Streifen auf dem Wasser, an einer anderen brodelte die Oberfläche von sich überstürzenden, sich ewig erneuernden Kreisen, die in allen Farben des Opals spielten. Wo die rötliche Glut am schwächsten war, glättete sich das Wasser in sanften Kringeln und ganz zart ausstrahlenden Linien. Das Ufer zur Linken bedeckte dichter Wald, dessen düsterer Schatten von einem langen gekräuselten Schweif unterbrochen wurde, der wie Silber glänzte, und hoch über der Waldwand ließ ein abgeschälter toter Baum seinen einzigen belaubten Ast hineinlodern in den ungehemmten Glanz der Sonnenflut.“), sieht der älter Gewordene Fluss und Landschaft nur noch

unter dem beruflichen Gesichtswinkel des Mississippi-Lotsen (Mark Twain, *Leben auf dem Mississippi*; München 1977; S. 72 - 75)

Ein ähnlicher Perspektivenwechsel - der vom begeisterten Naturbewunderer zum klassenkämpferischen Sozialisten - bildet die Wesensmitte von Bert Brechts bekanntem Gedicht „Böser Morgen“ (in: *Ausgewählte Gedichte*; Frankfurt a.M., 1960; S. 50). Interpretation des Philosophen: Es sehe - fälschlicherweise! - so aus, als habe sich die Realität, die ehemals idyllische Landschaft mit See und Pappel und Blumenrabatte, über Nacht verändert. In Wirklichkeit habe sich nur die Perspektive des Betrachters verändert, und „[d]as schlechte Gewissen den Ausgebeuteten und Geschundenen gegenüber hat in Brecht eine Gestimmtheit erzeugt, die es [ihm] nicht [mehr] gestattet, sich an der Landschaft zu erfreuen.“

Wenn alles das so ist, sollten wir dann unsere Vorstellungen von „Wahrnehmung“ (etymologisch ja verwandt mit dem Begriff „Wahrheit“), „Realität (was ja „real sein“, „wirklich sein“ bedeutet) und Objektivität (was sich ja absetzt gegen „Subjektivität“, d.h. den Anspruch erhebt, Merkmale des Gegenstandes abzuzeichnen, unabhängig vom Beobachter) nicht ersatzlos streichen?

Folgen wir Jakob von Uexkülls Ausführungen in seinem Buch „Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen“ (Hamburg, rowohlt, 1956; S. 22ff.), so leben alle Kreaturen - Schmetterlinge, Hunde, Straßenbauer, Professoren - in einer „Seifenblase, die ihre Umwelt darstellt und die erfüllt ist von all jenen Merkmalen, die dem Subjekt zugänglich sind“ und ihm - so möchte ich hinzufügen - überlebenswichtig erscheinen.

Überzeugender aber schien dem Referenten die Antwort des Philosophen Friedrich Nietzsche, den er sinngemäß so zitierte: „Es gibt nur ein perspektivisches Sehen, nur ein perspektivisches ‘Erkennen’. [Aber] je mehr verschiedene Augen wir uns für dieselbe Sache einzusetzen wissen, um so vollständiger wird unser ‘Begriff’ dieser Sache, unsre ‘Objektivität’ sein.“ Es gibt also nicht *die* Objektivität, wohl aber ein Weniger oder Mehr, mit dem wir uns zufrieden geben bzw. das wir erreichen können.

Diesen Prozess voran zu treiben, kann man getrost als Ziel jeder Höheren Lehranstalt ansehen!

Arno Haas

### III. Wahrnehmung als Phänomen im Bereich Kunst

Im dritten Vortrag des Wissenschaftsforums widmete sich die ehemalige Fachdezernentin Ursula Baaken dem Bereich der bildenden Kunst.

Innerhalb ihres Themas „Bilderwelten und Weltbilder“ ging sie zunächst auf die Bildwahrnehmung ein. Dabei konzentrierte sie sich auf stehende Bilder, obgleich sie auch ihr Interesse gegenüber Filmen und ähnlichem bekundete. Einen Vorteil der stehenden Bilder sah sie jedoch in der „Freiheit“ des Betrachters: „Es gibt zwar eine Blicklenkung im Bild, aber die Reihenfolge, in der man sich die einzelnen Dinge anschaut, ist nicht vorgegeben.“

Zu ihren Grundannahmen zählt auch, dass kein Mensch wie sein Nachbar sieht. „Kein Sehen ist neutral. Um etwas zu erkennen, braucht man Vorwissen“, so die Referentin. Dies erklärte sie anhand des berühmten Kupferstichs „Ritter, Tod und Teufel“ aus dem Jahre 1513 von Albrecht Dürer. Wir erkennen im Zentrum einen Ritter auf einem Pferd, eine Burg im Hintergrund, eine Gestalt - ähnlich einem Teufel - und ein drachenähnliches Wesen am Rand.

Allein zu dieser Beschreibung bedarf es (geschichtlichen, mythologischen und religiösen) Vor- bzw. Weltwissens, ohne die wir die drei Gestalten gar nicht als „Ritter“, „Teufel“ und

„Drachen“ hätten identifizieren können.

Welche Erkenntnisse uns entgingen, weil uns Detailwissen fehlte, wurde klar, als die Referentin die kriegerische Ausrüstung der Kontrahenten erklärte: Während der Ritter ritterlich, d.h. adlig gerüstet und bewaffnet, in den Kampf Mann gegen Mann reitet, droht die Gegenseite, die wir als den mehr oder weniger christlich bestimmten Teufel identifizieren, mit den Waffen des niederen Fußvolkes, mit denen sie den Reiter hinterrücks anfiel und zu Boden riss, um den dann Wehrlosen abzustechen.

Diese Interpretation belegt eindrucksvoll den für die Kunst geltenden Lehrsatz: „Künstlerische Gestaltung deckt sich mit der geistig - geschichtlichen Deutung“ der Welt durch den Künstler.

Konsequent zu Ende gedacht, bereitet der Kunst- ebenso wie der Deutschunterricht, so die Referentin, aber nicht nur auf den Umgang mit Kunst und Literatur vor, sondern auch auf den kritisch - durchdachten Umgang mit den Printmedien, vor allem der bildgesteuerten Werbung. Dafür zeigte Frau Baaken das Werbeplakat einer Automobilfirma. Um solche Bilder - und das heißt, auch die Bildintention - richtig zu verstehen, muss der Betrachter, so die Referentin, den „Zweck der Deutungsübertragung“ erkennen. Denn Werbung arbeite mit Träumen und Illusionen und schaffe mit den traditionellen Mitteln der Kunst - Farben, Formen, Linienführung, Komposition usw. - im Rezipienten einen „Harmoniezwang“, was zumeist gleichbedeutend sei mit Realitätsverleugnung oder zumindest -verbiegung.

Diesen zweiten Teil ihres Vortrags schloss die Referentin mit den mahnenden Worten: „Kritische Bildkompetenz

ist notwendig, um die Bildertricks keineswegs nur in der Produktwerbung durchschauen zu können. Die Ausbildung der Kompetenzen, die für eine kontrollierte und angemessene Beurteilung des jeweils Wahrgenommenen verantwortlich sind - und die ich jetzt als Bildkompetenz akzentuieren möchte -, ist notwendiger denn je, weil 80% aller Mitteilungen, die unser Gehirn verarbeitet, bildsprachliche Mitteilungen sind.“



Im abschließenden dritten Teil ihrer Überlegungen widmete sich die Referentin den sog. „Neuen Medien“ - die sie aber gar nicht als so „neu“ empfand: Auch in ihnen gehe es um das „Wahrnehmen und Verstehen von bildlichen Nachrichten“, die uns allerdings zu überfluten drohten und unser Leben ungleich stärker beeinflussten, als es Bilder aus dem traditionellen Bereich der „Kunst“ jemals gewollt oder getan hätten, so dass man pointiert sagen könnte: „Medienwelten sind Lebenswelten - Lebenswelten sind Medienwelten“ (Dieter Barcke).

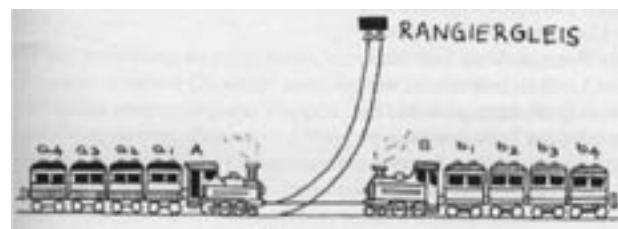
Was bedeutet: Es ist ebenso sinnlos, vor der durch die Neuen Medien ausgelösten Bilderwelt fliehen zu wollen, wie vor der Realität und dem Leben in dieser unserer Welt die Augen zu verschließen. Es

ist aber auch unnötig; denn, so die Referentin abschließend, der Kunstunterricht (und, so möchte ich hinzusetzen, der Philosophie-Unterricht) stelle uns das Instrumentarium zur Verfügung für einen angemessenen Umgang mit den Neuen Medien, sei es als Rezipienten, sei es als Produzenten, wenn man denn die Möglichkeiten des neuen Mediums „Computer“ handwerklich zu nutzen wisse.

*Sandra Brouwers, Jgst. 13 / Arno Haas*

## Die Knobelecke

Rangierprobleme haben Ihnen vielleicht neu ist. Es jeweils einer Lokomotive Ausweichmöglichkeit gibt von links zu befahren), Lokomotive und zwei hat. Wie sollte rangiert Züge ihre Fahrt fortsetzen Personenwagen können nur von den Zügen geschoben oder gezogen werden, nicht von irgendwelchen Bahnangestellten!)



Tradition. Hier eines, das treffen sich zwei Züge mit und 4 Personenwagen. Als es ein Rangiergleis (nur das allerdings nur für eine Personenwagen Platz werden, damit beide können? (Achtung: die

### Paul Celan, Todesfuge\*



In dem Gedicht „Todesfuge“ beschreibt der Verfasser, Paul Celan, mit dichterischen Mitteln die Leiden und Grausamkeiten in den Konzentrationslagern.

Paul Celan wurde 1920 in Czernowitz (Rumänien) geboren und stammt aus einer jüdischen Familie. Im Zweiten Weltkrieg wurde er in verschiedenen Arbeitslagern festgehalten und musste Zwangsarbeit leisten. Am 20.4.1970

starb er, wahrscheinlich durch Selbstmord.

Der Titel „Todesfuge“ ist insofern interessant, da man die Fuge aus dem musikalischen Bereich kennt. Sie ist ein klassisches Stück, welches ein Motiv hat, das in den verschiedenen Abschnitten der Komposition variiert wird.

Dieses Schema lässt sich auch auf das Gedicht übertragen, denn schon allein die Strophen haben eine Grundform, die sich im Verlauf des Gedichtes immer weiter entwickelt bzw. variiert. Beim Inhalt ist es ähnlich.

Alle vier Strophen beginnen mit den Worten „Schwarze Milch der Frühe wir trinken...“ Hier werden zwei Begriffe in Verbindung gebracht, die gegensätzlich sind, denn Milch ist weiß und nicht schwarz. Dieses Oxymoron ist zugleich ein Symbol für die allgegenwärtige Angst und Bedrohung, denn die Juden „trinken“ sie nicht nur morgens, sondern zu jeder Tageszeit.

Das Gedicht beschreibt zwei Parteien. Zum einen gibt es da die Juden, ihnen sind die Farben des Todes und der Trauer zugeordnet, so die „Schwarze Milch“ (Z.1, 10, 19, 27) und das „aschene[...] Haar“ (Z. 15, 23, 36). „[A]schesenes Haar“ steht in diesem Fall für die Judenverbrennung. Zum anderen gibt es aber die Farben Blau (Z. 17, 30) und „goldenes Haar“, welche den Rassenwahn der Nationalsozialisten zum Ausdruck bringen sollen. Denn blaue Augen und blondes bzw. goldenes Haar galten als wichtigste Merkmale der Arier.

Ein weiterer interessanter Aspekt ist die Variation der Zeile „wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng“ (wörtlich Z. 4, 15, abgewandelt Z. 26): In den ersten beiden Strophen drückt dieser Vers das Wissen der Juden über ihren bevorstehenden Tod aus, denn sie stellen sich ihr Grab in den Lüften vor. In der fünften Strophe aber findet ein Perspektivenwechsel statt, jetzt sagt der deutsche Wachmann, „dann habt ihr ein Grab in den Wolken...“. In der sechsten Strophe schließlich erkennt man mit Entsetzen, dass die Juden sich nach Erlösung, also nach dem Tod sehnen, um dem ständigen Leid zu entkommen. Denn hier sagt das lyrische Ich, „er schenkt uns ein Grab in der Luft“. An diesem Vers ist noch etwas interessant, das man

vielleicht zunächst für unwichtig hält, nämlich der Zusatz „da liegt man nicht eng“. Denn bei genauerer Betrachtung zeigen diese Worte ganz unauffällig, wie viele Juden in den Konzentrationslagern waren und letztendlich hingerichtet wurden. Ausformuliert würden Wächter und Juden sagen: „In dem Grab in den Lüften liegt ihr / liegen wir nicht so eng wie hier im Lager.“

Ein nebenbei behandeltes Thema des Gedichtes ist die Person des Kommandanten. Er führt ein Doppelleben. Zum einen ruft er seine dressierten, gehorsamen Wächter (Rüden), die die Juden zwingen, ihre eigenen Gräber zu schaufeln, oder sie erschießen (Z. 31) und in den Hochöfen verbrennen (Z. 25/26). Und zum anderen schreibt er nachts seiner Familie und versucht, die Grausamkeiten durch Tanz und Musik zu verdrängen bzw. zu überspielen (Z. 16, 24/25). Man könnte ihn als schizophren bezeichnen.

Paul Celan sagt ebenso, dass der Kommandant mit den Schlangen spielt. Mit Schlangen sind hier nicht die Tiere gemeint, sondern die Schlange steht hier als Symbol für den Teufel, der in dieser Gestalt Adam und Eva verführte, in den verbotenen Apfel zu beißen. Der Kommandant macht also gemeinsame Sache mit dem Teufel.

In der „Todesfuge“ wird Sulamith zur namentlichen Repräsentantin der jüdischen Opfer (man findet ihren Namen im Alten Testament in „Das Hohe Lied des Salomo“). Sie erhält damit eine Parallelstellung zu Margarete, die als namentliche Repräsentantin der deutschen Täterseite fungiert.

Die „Todesfuge“ ist somit eindeutig der Nachkriegszeit zuzuordnen, in der u.a. die Judenverfolgung und die Erlebnisse in den Konzentrationslagern verarbeitet wurden. Die Literatur der Nachkriegszeit versucht dabei oft, über das zu sprechen, was eigentlich unaussprechlich ist.

Auch Paul Celan ist sein Leben lang nicht von seinen Erlebnissen im KZ losgekommen. In dieser Hinsicht symbolisch mag sein Selbstmord am 20.04.1970 sein. Denn der 20. April ist der Geburtstag von Hitler. Dieser war für Paul Celan anscheinend das Leid seines Lebens, denn auch seine Eltern sind im Zuge der Judenverfolgung gestorben. Vielleicht hat er den 20.04. so sehr verflucht, dass er keinen Sinn sah, an so einem Tag weiterzuleben. Natürlich sind dies nur Vermutungen, und vielleicht ist das Ganze auch nur ein sehr seltsamer Zufall.

\*in: Karl Otto Conrady (Hg.),

*Das Buch der Gedichte - deutsche Lyrik von den Anfängen bis zur Gegenwart; Frankfurt a.M., 1987; S. 472*

*Jennifer Verkoyen, Jgst. 12*



## Martin Buber, „Die Fünfzigste Pforte“, und Franz Kafka, „Eine kaiserliche Botschaft“ (Klausur GK 13/2 Deutsch)

**Quellen:** Martin Buber, *Die Erzählungen der Chassidim*; Manesse-Verlag, Zürich; 1949

Franz Kafka, *Sämtliche Erzählungen*; Fischer-Verlag, Frankfurt a.M.; 1970 (erstmalig erschienen 1919)

**Aufgabe:** Interpretieren Sie den Text von Buber und vergleichen Sie das Resultat mit der Geschichte von Kafka.



Die Parabel „Die fünfzigste Pforte“, die Martin Buber (1878 - 1965) in seinem Werk „Die Erzählungen der Chassidim“ 1949 in Zürich veröffentlichte, handelt von Rabbi Baruch und seinem Schüler, der nach dem Wesen Gottes forscht. Als der Schüler nicht mehr zum Rabbi, seinem Lehrer, kommt, da er, ohne Anleitung forschend, von Zweifeln gepackt wurde und ihm das „bisher Gewisseste [...] unsicher wurde“ (Z.

4f.), beschließt der Rabbi, ihn zu besuchen. Nun folgt die eigentliche Parabel:

Der Schüler sei durch die fünfzig Pforten der Vernunft gegangen (vgl. Z. 7f.). Jede dieser Pforten sei eine Frage, mit der Antwort auf diese Frage öffne man die jeweilige Pforte, doch eine neue Frage tue sich auf, quasi eine neue Pforte (vgl. Z. 8ff.). Habe man aber die fünfzigste Pforte gesprengt, so starre man die Frage an, die kein Mensch beantworten könne, denn konnte jemand die Antwort, dann „gäbe es nicht mehr die Wahl“ (Z. 12ff.). Vermäße sich aber der Schüler, weiter vorzudringen, so stürze er in den Abgrund (vgl. Z. 14). Der Schüler scheint ob dieser Rede bestürzt, denn er ruft, ob er denn zurück an den Anfang müsse (vgl. Z. 15).

Der Rabbi aber erklärt, dass der Schüler, so er umkehre, nicht zurück gehe, sondern jenseits der Pforte stehe, im Glauben. (vgl. Z. 15ff.)

Die Interpretation dieser Parabel fällt augenscheinlich recht leicht, da der Rabbi selbst sie schon erklärt. Die fünfzig Pforten der Vernunft symbolisieren jene Fragen, auf die der Mensch eine Antwort kennt, in diesem Fall konkret auf Gott bezogen. Jedoch eröffnet jede Antwort auch immer neue Fragen, ein Phänomen, das auch Naturwissenschaftlern wohlbekannt ist. Irgendwann – nach der fünfzigsten Pforte – gelangt man zu der Frage, auf die keine Antwort mehr möglich ist. Kennte ein Mensch diese Antwort, so Buber, so gäbe es keine Wahl mehr; ich füge hinzu: wäre er Gott gleich, hätte er gleichsam vom Baum der Erkenntnis und vom Baum des Lebens gegessen – zwei starke Bilder der Bibel –; ein Mensch, der diese Antwort kennt, erkennt auch sich selbst vollkommen und stürzt daher in den „Abgrund“ (Z. 14). Denn kein Mensch kann es ertragen, sich selbst zu erkennen, so der logische Schluss. Dieser Sturz in den Abgrund ist auch schon vorgekommen und für gläubige Juden durchaus real, da die Vertreibung aus dem Paradies für die ersten Menschen sicherlich ein solcher Sturz gewesen wäre, hätte sie jemals

stattgefunden.

Findet man aber einen Weg, die fünfzigste Pforte zu umgehen, so gewinnt man eine neue Qualität des Glaubens. Der Schüler soll sich von der Frage abwenden, den Weg zurück gehen. Dadurch geht er aber nicht zurück an den Anfang, sondern er umgeht dadurch die Pforte und steht im Glauben.

Es stellt sich nun die Frage, ob es sich überhaupt lohnt, jene fünfzig Pforten zu durchschreiten, denn der Schüler kommt ja aus dem Glauben. Darauf gibt es nur eine mögliche Antwort: Ja, es lohnt sich, denn dadurch, dass man nun jenseits der fünfzigsten Pforte steht, hat man einen neuen Glauben gewonnen, einen gereiften, fundierten Glauben, der auf dem fußt, was man selbst erlebt hat. So ist die Regression des Rückwegs, der Umkehr, der Flucht in den Glauben gleichsam auch der Fortschritt; aus der Flucht in den Glauben wird eine Rückkehr als gereifter verlorener Sohn, und hier kommt jetzt ein ganz anderer Rabbi ins Spiel: Joshua aus Nazareth, der Sohn Josephs, des Zimmermanns, der Messias der Christen. Denn der bezeichnete sich selbst als den guten Hirten, der die verlorenen Schafe zurückholt und sucht – die verirrtten Schafe, die sich in Zweifeln verstrickt haben. Dies ist der Punkt, an dem Juden und Christen, Schüler des Rabbi Baruch und Schüler des Rabbi Joshua, zusammenkommen können, was Buber sicherlich intendierte, als er diese Parabel niederschrieb.

Diese Parabel hat auch noch eine andere Botschaft: Der Glaube sichert den Menschen, er macht ihn stark, auch wenn er zweifelt, denn es kommt jemand, ihn zurückzuholen, entweder ein Rabbiner oder Gott selbst.

Anders verhält es sich mit Kafkas Parabel „Eine kaiserliche Botschaft“. Sie handelt von einem Kaiser, der dem Leser, den der Autor als den einzelnen, jämmerlichen Untertanen tituliert, eine Botschaft von seinem Sterbebett aus schicken will. Der Bote jedoch, der die Nachricht überbringen soll, kann – wegen der vielen Menschen, die einen Blick auf den sterbenden Kaiser erhaschen wollen, der ihnen aber verwehrt wird, weil die Großen des Reiches um dessen Sterbebett stehen und wegen des weitläufigen Palastes – den Empfänger der Botschaft nicht erreichen. Dieser Empfänger jedoch erträumt sich die Botschaft, wenn der Abend kommt.

Der sterbende Kaiser sym-



bolisiert Gott, während der Palast für den institutionalisierten Glauben, also die Religion und die Kirche steht. Ergo sind die Großen des Reiches die Würdenträger dieser Religion. Die Menschen, die zum sterbenden Kaiser gepilgert sind, symbolisieren die Gläubigen. Der Leser aber nimmt die Rolle des hoffenden, bangenden, wartenden, sterbenden Menschen ein, der an seinem Lebensabend auf eine Botschaft Gottes wartet. Diese Botschaft ist aber die Möglichkeit, das Heil zu erlangen, sie nimmt den gleichen Stellenwert ein wie die Umkehr vor der letzten Frage in Bubers Parabel.

Kafkas Parabel übermittelt meines Erachtens folgende Botschaft: Es gibt einen Gott, der auch dem einzelnen Menschen helfen will, der vielleicht sogar vom Glauben

abgefallen ist, der von der Theodizeefrage belastet ist, der überzeugt ist, dass es keinen Gott gibt. Aber der institutionalisierte Glaube und dessen Würdenträger hindern ihn daran. Der Einzelne hat zwar Hoffnung, er darf auch hoffen, denn es gibt einen Gott, aber seine Hoffnung ist vergebens. Daraus folgt, dass Kafkas Parabel das Gegenteil von dem aussagt, was Buber mit seiner Geschichte sagen will.

Ich persönlich finde Bubers Sicht der Dinge wesentlich sympathischer als das, was Kafka uns präsentiert. Die Hoffnungslosigkeit seiner Parabel empfinde ich schon fast als bedrückend, während ich das Phänomen, das Buber beschreibt, selbst schon kenne und erfahren habe.

*Philipp Rembold, Jgst. 13 (2004/2005)*

### Adolf Eichmann vor dem Militärgericht (Klausur GK 12/2 Geschichte)

**Quellen:** B. Nellesen, *Der Prozeß von Jerusalem, ein Dokument*; Econ-Verlag, Düsseldorf und Wien; 1964; S. 304f.

**Aufgaben:** 1. Wie versucht Eichmann, sein Tun zu rechtfertigen?

2. Was meint er mit den Worten: „Dieses Gehorchen war nicht leicht. [...] Ich habe nicht mit Gier und Lust Juden verfolgt. Dies tat die Regierung. Die Verfolgung konnte auch nur eine Regierung durchführen. Ich aber niemals. Ich klage die Regierenden an, daß sie meinen Gehorsam mißbraucht haben. Gehorsam ist damals verlangt worden, so wie er auch in Zukunft von den Untergebenen gefordert werden wird. Der Gehorsam wird als Tugend gepriesen.“

3. Wie sieht das Militärgericht seine Aufgabe?

4. Nimm kritisch Stellung zu dieser Aufgabe, unter Einbezug von Aufgabe 2!



1. Adolf Eichmann (\*1906, †1962) war einer der Planer und Umsetzer der „Wannsee-Konferenz“ vom 20.01.1942, die sich mit der „Endlösung“ der europäischen Judenfrage befasste. Dabei sollte Europa von West nach Ost durchkämmt werden und alle Juden sollten in Arbeitslagern im Osten arbeiten, bis sie irgendwann vor Erschöpfung sterben würden, oder sie

sollten direkt umgebracht werden.

Adolf Eichmann floh nach dem Ende des Krieges nach Argentinien und wurde dort vom israelischen Geheimdienst entführt und in Jerusalem vor Gericht gestellt. In seinem Schlusswort vor dem israelischen Gerichtshof am 13.12.1961 versuchte er, sein Handeln, also die Ausrottung der Juden, zu verteidigen, indem er erklärte, dass der „Massenmord allein die Schuld der politischen Führer ist“ (Z. 7) und daher nicht „[s]ein Wille war“ (Z. 6).

Somit schiebt er die Schuld an dem Massenmord auf die Deutsche Reichsregierung, während er sich selbst nur eine Teilschuld zugesteht, nämlich, dass „[er] gehorcht habe“ (Z. 17) und es die „Führerschicht [war], zu der [er] nicht gehörte, die die Befehle gegeben hat“ (Z. 18). Seine Schuld ist nur der „Gehorsam, seine Unterwerfung unter Dienstpflicht

und ... Dienstleid“ (Z. 10 f.) gewesen, so dass er selbst als Untergebener zum Opfer der Deutschen Regierung, zum Opfer der Schuldigen wird (vgl. Z. 30).

Eichmann versucht also, die Schuld von sich zu weisen, indem er vorgibt, nur Befehle ausgeführt zu haben. Die Befehle zum Massenmord kämen jedoch aus der Führerschicht, was ihn also unschuldig mache, da er selber nur ein Opfer der Führer sei, die „mit Gier und Lust Juden verfolgten“ (Z. 12). Eine solche Verfolgung habe nur von einer Regierung durchgeführt werden können (vgl. Z. 13), niemals von ihm selbst, da er nur der Regierung zu Gehorsam verpflichtet gewesen sei und diese „seinen Gehorsam missbraucht“ (Z. 14) habe.

2. Damit die Regierung diesen Massenmord durchsetzen konnte, brauchte sie die durchdachte und ideologische Hilfe seitens der Judikative, da sie die Weimarer Republik erst in eine Diktatur umwandeln musste.

Dies geschah dann auch auf der Basis des Artikels 48 der Weimarer Verfassung, welcher eine Notverordnung war. Mit deren Hilfe erließen die Nazis einen Tag nach dem Reichstagsbrand am 28.02.1933 die „Verordnung zum Schutz von Volk und Staat“, welche die Menschen- und Bürgerrechte stark einschränkte, nach außen hin aber als „Schutz vor den Kommunisten“, die den Reichstag angeblich in Brand gesteckt haben sollten, dargestellt wurde.

Am 21.03.1933 folgte dann das „Gesetz zur Abwehr heimtückischer Angriffe gegen die Regierung“, welches auch als Schutz gegen die Kommunisten stehen sollte. Drei Tage

später, am 24.03.1933, kam das „Ermächtigungsgesetz“, welches der Reichsregierung zusätzlich die Macht gab, alleine Gesetze zu erlassen ohne Einwirken des Reichsrates und des Reichstages. Am 28.03.1933 machten die Nazis mit dem „Boykott jüdischer Geschäfte“ eine Art Testlauf, bei dem die Reaktion des deutschen Volkes auf den geplanten Antisemitismus der Regierung getestet werden sollte, was auch gelang. Am 14.07.1933 folgte dann ein Gesetz, welches die NSDAP zur einzigen Partei in Deutschland machte und so den „Ein-Partei-Staat“ einführte. Die Pressefreiheit wurde am 04.10.1933 durch das „Schriftleitergesetz“ nahezu komplett eingeschränkt, da nun alles unter der Zensur der Nazis lag. Als dann am 30.01.1934 das „Gesetz über den Neuaufbau des Reiches“ kam, verloren die Länder endgültig ihre Macht, die auf das Reich übergang. Am 14.02.1934 wurde der Reichsrat aufgelöst, wodurch eine wichtige Institution wegfiel und die Diktatur innenpolitisch vollendet war.

Der geplante antisemitische Kurs der Deutschen Regierung erreichte am 15.09.1935 einen vorläufigen Höhepunkt, als gleich zwei Gesetze erlassen wurden: Zum einen wurde das „Reichsbürgergesetz“ verabschiedet, welches die Arier zu Reichs- und Staatsbürgern, die Personen jüdischen Glaubens jedoch nur zu Staatsbürgern machte und somit die erste staatsrechtliche Ausgrenzung der Juden war, nachdem diese seit dem 17./18. Jahrhundert nach den Reformen von Stein und Hardenberg in Preußen gesetzlich als emanzipiert gegolten hatten (inwiefern dies gesellschaftlich auch emanzipiert zu nennen ist, ist eine andere Frage); zum anderen wurde am 15.09.1935 das „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ erlassen, welches eine rassistisch-biologische Ausgrenzung der Juden darstellte. Am 05.11.1937 äußerte Hitler seine Kriegspläne im sogenannten „Höblich-Protokoll“ und am 09./10. November 1938 wurden in der „Reichspogromnacht“ unter anderem jüdische Geschäfte und Synagogen in Brand gesetzt und zerstört, wobei die Intention der Reichspogromnacht war, die Juden als schutzlos darzustellen.

Knapp zwei Wochen später, am 28.11.1938, wurden mit der „Polizeiverordnung über das Auftreten der Juden in der Öffentlichkeit“ die Bewegungsfreiheit der Personen jüdischen Glaubens stark eingegrenzt und ihr Lebensraum konzentriert. Die „Verordnung über die Einführung des Arbeitszwangs für die jüdische Bevölkerung“ vom 26.10.1939 war eine erneute physische Diskriminierung der Personen jüdischen Glaubens und die „Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden“ vom 01.09.1941 diskriminierte die Juden psychisch, da sie gezwungen wurden, einen Stern mit der Aufschrift „Jude“ zu tragen.

Am 20.01.1942 war dann die „Wannsee-Konferenz“, an der auch Eichmann sowie die NS-Führung, außer Hitler und Goebbels, teilnahmen und die sich mit der „Endlösung der europäischen Judenfrage“ befasste, indem die europäischen Juden in den Osten zur Zwangsarbeit abgeschoben werden und dort entweder von der Arbeit oder direkt getötet werden sollten. Dies gelang nur aufgrund der Juristen, die den

Nazis somit den Weg für die Diktatur, den Krieg und die Ausrottung der Juden ebneten.

Diese Verfolgung der Juden wurde zwar von der Deutschen Regierung geplant, aber nicht durchgeführt, wie Eichmann behauptet. Durchgeführt wurde sie von Personen wie ihm, die der Regierung gehorsam unterstanden.

3. Der Internationale Militärgerichtshof von Nürnberg gibt sich selber das Recht, Personen, egal ob einzeln oder als Mitglieder von Organisationen (vgl. Z. 2-4), für die Verbrechen gegen den Frieden, Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit abzuurteilen und zu bestrafen. Woher sich das Militärgericht das Recht nimmt, ist jedoch nicht geklärt. Es sieht sich aber dafür zuständig, die aufgrund des „Höblich-Protokolls“ vom 05.11.1937 erarbeiteten Pläne eines „Angriffskrieges“ (vgl. Z. 7 f.) sowie der dadurch verursachten Folgen zu richten und die Verantwortlichen zu verurteilen.

Zusätzlich will er sämtliche Kriegsverbrechen, also Verletzungen des Kriegsrechts und der Kriegsbräuche, ahnden (vgl. Z. 11 f.), die vor allem an der Ostfront beim Russlandfeldzug („Operation Barbarossa“), aber auch beim Westfeldzug begangen wurden.

Des Weiteren sieht sich das Gericht zuständig für die Ahndung der Verbrechen gegen die Menschlichkeit (Z. 18 f.), wie zum Beispiel die Ausrottung der Juden. Zusätzlich wird dabei näher ausgeführt, um welche Verbrechen es sich handelt und dass jeder für seine Handlungen persönlich verantwortlich sei und sich dem nicht entziehen könne (vgl. Z. 24 ff.).

4. Mit Sicherheit ist eine Bestrafung für die teils erheblichen Verbrechen sinnvoll und notwendig. Jedoch sollte ein Hauptaugenmerk auf die politische Führung der Nazis gelegt werden, da sie sich für die gesamten Pläne (vgl. „Höblich-Protokoll“ und „Wannsee-Konferenz“) zu verantworten hat. Schwierig wird es dabei werden, zu klären, wer exakt was geplant und damit zu verantworten hat. Vor allem sollten die Leute hart bestraft werden, die schon damals wussten, was sie zu verantworten hatten, wobei auch dies schwer nachzuweisen ist, da jeder Offizier o.ä. sich vor Gericht damit verteidigen könnte, dass er nur Befehle ausgeführt habe.

Auch darf man die einfachen Soldaten und Zivilpersonen, die die Diktatur „getragen haben“, nicht vergessen, da sie auch eine gewisse Verantwortung gegenüber den Millionen Opfern haben, Befehl hin oder her.

Die Schuldfrage für den Krieg dagegen wird man niemals klären können. Man kann nur, wie das Militärgericht es tat, einzelne Straftaten verhandeln und richten. Aber eine Entschädigung für die Gräueltaten, die Toten und die Qualen ist dies nicht, und die wird es auch nie geben.

*Christian Bertges, Jgst. 12 (2004/2005)*



## Exkursion zur Universität Köln, Historisches Seminar

Unter die 48.706 Student(inn)en der Kölner Universität mischten sich am 14. November 2005 14 Gasthörer und eine Gasthörerin: Der LK Geschichte 13 betrat an diesem Tag die terra incognita des universitären Massenbetriebes. Unter der Leitung von Referendar Maaßen wurde ein von ihm entworfenes Programm mit der Zielsetzung durchgeführt, über die allgemeinen Lebensbedingungen an der Universität sowie über das Geschichtsstudium im Besonderen aufzuklären.

Denn eines ist klar: Nichts ist klar in unseren Abiturient(inn)enhirnen (vgl. „Ansturm der Ahnungslosen“, ZEIT Nr. 24/05). So schlurfte also nach Zug- und Tramfahrt programmgemäß um 12.15 Uhr eine naiv-verstörte Gruppe Ahnungsloser über die Universitätswiesen zur Mensa, zur Fütterung.

Da standen wir vor einer kulinarischen Reisekarte, die in alle Himmels- und Geschmacksrichtungen wies: Feinkost aus allen Erdteilen auf drei Etagen in Nord-Süd-Unterteilung. Von wegen, Nüsse und Rosinen! Schlaraffenland!

Nach kollektiver Auswahl des Asia-Tellers konnten wir Aufmerksamkeit dadurch erregen, dass wir in Gruppenformation mit unseren Asia-Tellern rauf und runter durch die Etagen irrten, auf der Suche nach Sitzplätzen.

In der Mensa trafen wir auch Dr. Michael Kaiser, der uns nach der Mahlzeit in der Historischen Seminarbibliothek herumführen und uns in einem Vortrag die studentische Existenzweise erklären sollte: von wegen, Schlaraffenland! Nüsse und Rosinen!

Dr. Kaiser ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität und beschäftigt sich mit der Militärgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Seminarbibliothek bezeichnete er als „kollektives Gedächtnis der historischen Zunft“, das allerdings bei sinkendem Buchetat und „immenser Klaurate“ an einer Art Demenz leide. Wir durften also bis 15.15 Uhr im „kollektiven Gedächtnis“ stöbern und uns einige Zeitdokumente anschauen. Es folgte der Vortrag im sog. Philosophikum, wegen Raummangels in den Räumen für Angloamerikanische Geschichte.

Der Magisterstudiengang Geschichte besteht, so Dr. Kaiser, aus Grund- und Hauptstudium und ist modular

strukturiert. Das heißt, dass sog. Module entsprechend der Studienordnung den Teilgebieten Alte Geschichte, Mittlere Geschichte und Neuere Geschichte zugeordnet und in weiterer Themeneingrenzung gewählt werden (Bsp. Neuzeit: „Sozialpolitik unter den Nationalsozialisten“). Die Module sind wiederum in Elemente untergliedert: Proseminare, Hauptseminare, Vorlesungen, Übungen usf. bilden die Grundlage für den Erwerb von Leistungsnachweisen, sog. Scheinen, durch Referate oder Hausarbeiten vom Umfang einer Facharbeit. Man spricht daher von „scheinrelevanten“ Elementen; die Scheine sind für Prüfungszulassungen sowie für die Abschlussnote relevant.

Für die Zulassung zum Geschichtsstudium müssen fremdsprachliche Kenntnisse (Latinum, Englisch, weitere moderne Fremdsprache) nachgewiesen werden. Eine „korrekte deutsche Schriftsprache“ sowie grundlegende Kenntnisse im Umgang mit Computern und Mitmenschen gelten als unerlässlich.

„Sie braucht hier niemand! Wenn Sie scheitern, merkt das hier keiner!“, so Dr. Kaiser weiter. Nun, ist es vielleicht der gymnasialen Nachkommenüberproduktion zuzuschreiben, dass hier eine Art Konkurrenzdruck selektiv am Werk ist, es sozusagen zu einem struggle for life im universitären Biotop kommt, der Einzelne gar unterzugehen droht, als scheinrelevantes Element?

Wir jedenfalls, die verträumten Individualisten aus einem kleinen Ort an der niederländischen Grenze, waren bestürzt. „Es gibt keinen hier, der sich um Sie kümmert“, setzte Dr. Kaiser noch einen drauf. Keine Uni-Mama, kein Uni-Papa. Zweifellos - bis zum Studienbeginn muss eine Mutation unserer Geisteshaltung stattgefunden haben!

„Selbstorganisation, Selbstmotivation und Seriosität der E-Mail-Adresse“ lautet die Kaisersche Devise.

Konsterniert von dieser Einsicht verlegten wir die Exkursionsevaluation in die Räume für frühkölische Lebensmitteltechnik, bevor wir um 17.25 Uhr den Zug Richtung Grenze nahmen. Richtung Mama und Papa, sag ich mal.

*Max Zanders, Jgst. 13*

## Neue Zusammenarbeit des Werner-Jaeger-Gymnasiums mit der Universität Köln

Das Werner-Jaeger-Gymnasium nimmt seit Neuestem an einem Gemeinschaftsprojekt von Schule und Universität teil. Das Projekt, das von der Universität zu Köln in Kooperation mit der Ludwig-Maximilians-Universität in München initiiert wird, stellt Leseempfehlungen online zur Verfügung, die von Schüler(inne)n für Schüler(innen) geschrieben werden. Die sogenannten „Lesepunkte“ werden von Prof.

Dr. G. Gersmann, Dr. M. Kaiser und Prof. Dr. H. Kohle herausgegeben und sollen vor allem die Lesemotivation bei Kindern und Jugendlichen fördern.

Das Werner-Jaeger-Gymnasium beteiligt sich bereits in der Pilotphase als Kooperationspartner an dem Projekt, das in den kommenden Monaten online gehen wird.

*Thorsten Maaßen, Referendar E/GE (05/07)*

## Unser Streitschlichter-Seminar in Bad Münstereifel

Am 2.12.2005 trafen wir uns am WJG, um mit dem Bus unser dreitägiges Seminar in Bad Münstereifel anzutreten. Wir waren darauf eingestellt, viele neue Menschen, vielleicht auch Freunde kennenzulernen, und wir wurden nicht enttäuscht. Nach nicht allzu langer Fahrt kamen wir am Jugend-Rot-Kreuz-Heim an. Alles ausgeladen, kurz gewartet, mussten wir uns eintragen und konnten dann auf unsere Zimmer. Simon und ich bezogen zusammen mit Wolkan, einem älteren Schüler einer anderen Schule, ein Zimmer.

Lange Zeit zum Ausruhen oder zum näheren Kennenlernen hatten wir aber nicht, da wir uns umgehend alle in einem der großen Räume treffen sollten.

Dort saßen wir dann mit insgesamt ca. 50 Streitschlichter(inne)n von sechs verschiedenen Schulen. Als sich auch die Betreuer(innen), die die nächsten Tage für uns zuständig waren, vorgestellt hatten, wurden wir sogleich in einzelne kleinere Gruppen gelost, die sich nacheinander auf eine „Nikolaus-Nacht-Rallye“ machten. Sinn und Thema des Spiels war: Gruppenverhalten und verbale- bzw. nonverbale Kommunikation. Hier mussten wir uns von Station zu Station kämpfen, Geschichten schreiben, blind einen Parcours beschreiten, laut schreien, Pantomime spielen und uns gegenseitig durch ein großes „Spinnennetz“ helfen.

Danach konnten wir etwas essen gehen und hatten dann den Rest des Abends FREI! Man lernte sich untereinander schon ein wenig besser kennen, aber den ersten Durchbruch brachte die hauseigene „Eifelbar“, in die wir uns ab 22.00 Uhr zurückziehen konnten. (Um alle Bedenken im Punkt „Alkohol an Minderjährige“ aus dem Weg zu schaffen: Alkohol gab es erst ab 16 und dann nur mit Biermarken, die man vom eigenen Lehrpersonal bekam!)

Der erste Abend war schon schön...der zweite war aber besser...weiterlesen und ihr erfährt es!

Frisch „ausgeschlafen“ gab's morgens erst einmal Frühstück und dann ging die Arbeit auch schon wieder los. Wir hatten uns im gleichen großen Raum wie gestern versammelt, bekamen das Programm für den Tag vorgestellt und wurden in neue, andere Gruppen als am Vortag gelost. Diese Gruppen, jeweils von zwei (jungen) Erwachsenen des JRK betreut, stellten sich dann (wenn es überall so wie in meiner Gruppe war) gegenseitig vor, spielten Kennenlern- und andere Spiele und beschäftigten sich schließlich mit dem Thema Kommunikation, etwa mit den Fragen: „Was ist Kommunikation?“ und „Welche Arten von Kommunikation gibt es?“

Als wir auch dies erledigt hatten, kamen wir gruppenintern zu den altbekannten Rollenspielen. Konkret: Es wurden Schlichtungen simuliert. So konnte man das Verhalten und die Reaktionen auf manche Situationen üben, bevor wir in der Schule in Ernstfällen eingesetzt werden.

Nach dem folgenden Mittagessen konnten wir, in Absprache mit unseren Lehrer(inne)n, nach Bad Münstereifel gehen (der Weg ist ab und zu ziemlich steil). Dort „verabschiedeten“ wir uns von Frau Kahmann und Herrn Leenen, guckten uns

den Weihnachtsmarkt an und ließen es uns nicht nehmen, in das Café von Heino zu gehen.

Gestärkt und fast zu spät (das lag natürlich nur an der Bedienung im Café!) am vereinbarten Treffpunkt angekommen, gingen wir gemeinsam mit unseren Lehrer(inne)n zum JRK-Heim zurück. Anschließend trafen wir uns im üblichen „Versammlungsraum“ - und dann kam sie, „DIE WEIHNACHTS – CHALLENGE“!

Unsere Gruppen mussten sich Namen ausdenken, und los ging's mit den Spielen: der menschliche Tannenbaum, sechs Weihnachtsgeschichten gleichzeitig erkennen, Weihnachtslieder singen, Karaoke und noch ein, zwei mehr. Darauf folgte oben eine „Disco“ und unten in der Eifelbar tobte kurz vor „Ladenschluss“ der Bär. Es war eine karnevalistisch angehauchte Spontanparty der Superlative - ein gebührender Abschluss für unsere letzte Nacht dort.

Verschlafener als am Tag zuvor, eigentlich noch am Schlafen, fanden sich alle am nächsten Morgen allmählich zum Frühstück ein, und wenig später machten sich die meisten schon einmal daran, ihre Sachen zu packen. Bald würde es ja vorbei sein.

Wir trafen uns dann noch kurz im „Raum“. Hier wurden wir jetzt nicht mehr nach Gruppen, sondern nach Schulen aufgeteilt und fertigten mit Martin & Martin, zwei JRK-Betreuern, unseren Wunsch sack an, auf den wir unsere Wünsche, Anregungen und Ideen für die Streitschlichtung



an unserer Schule klebten. Dann trafen wir uns alle ein letztes Mal in „dem Raum“, wo wir unseren Lehrer(inne)n offiziell unseren Sack überreichten. Noch einmal von den Betreuer(inne)n verabschiedet und es ging los - das Verabschieden von all unseren neuen Bekannten und Freund(inn)en. Und damit war das Streitschlichterseminar 2005 für uns zu Ende.

Ich denke, wir haben alle viel gelernt, viele Freunde und Freundinnen gefunden und werden uns noch gerne und oft an dieses Wochenende zurückerinnern.

*Thorben Heks, Klasse 9c*



## Jugendmedientage Hamburg 2005 - nur ein Wochenende?



Als der Bus anrollte, stieg die Aufregung, Fragen über Fragen kamen in uns allen auf. Was wird uns erwarten? Wie sind die Workshops? Wie sind die Leute?

Während viele von uns sich in die Sitze fallen ließen, zügig einschliefen und sich im Schlaf allenfalls ein wenig zu bewegen versuchten, kam mir die Zeit unendlich lang vor. Obwohl wir erst fünf Minuten zuvor auf

die Autobahn Richtung Hamburg aufgefahren waren, prüfte ich schon, wie viele Kilometer es noch bis zum Ziel sein würden. Doch dann schlief auch ich irgendwann ein.

„Europa. Medien. Zukunft“ - unter diesem Motto fanden die diesjährigen Jugendmedientage (kurz JMT) in der Medienmetropole Hamburg statt. In einer der schönsten Großstädte Deutschlands bot sich, initiiert von der Bundeszentrale für politische Bildung und der Jugendpresse Deutschland e.V., vom 30. 9. - 3.10. 2005 600 interessierten jungen Menschen zwischen 15 und 27 Jahren die Gelegenheit, auf dem diesjährigen Kongress an interessanten Workshops und spannenden Podiumsdiskussionen mit Medienschaffenden teilzunehmen. Auf uns begeisterte Jugendliche wartete ein Wochenende voller Exkursionen hinter die Kulissen der Hamburger Medienwelt, zahlreichen Möglichkeiten, das Gelernte in die Tat umzusetzen, und natürlich jede Menge Informationen für die Arbeitsmöglichkeiten im modernen Medienleben.

Als ich aufwachte, hielt der Bus gerade vor der Universität Hamburg. Wir waren da.

Der Vor-Ort-Check-in, bei dem wir unser Gepäck zunächst anmelden mussten, verlief äußerst chaotisch. Dieses Durcheinander wurde dann aber von der spannenden Eröffnungsveranstaltung unterbrochen. Der offizielle Trailer, also Einführungsfilm, der JMT 2005 wurde vorgeführt, danach hielt Hamburgs Bürgermeister Ole von Beust die Eröffnungsrede.

Dies bedeutete nicht nur den Beginn der JMT, sondern auch den Beginn der ersten Workshops, was allerdings für erneute Verwirrung sorgte, vor allem beim Organisationsteam. Denn die meisten von uns hatten vor lauter Aufregung, vielleicht auch aus enormer Müdigkeit, vergessen, welcher Workshop ihnen zugeteilt war. Unsere Stundenpläne bekamen wir erst nach dem Einchecken, das aber nicht einmal die Hälfte aller Teilnehmer(innen) hinter sich hatte. Also gab es für

die zahlreichen Jugendlichen mit Kurzzeitgedächtnissen eine Ersatzlösung: Wer nicht wusste wohin, konnte sich im Universitätsgebäude an der Diskussion mit einigen Filmemachern zum neuen Europa beteiligen.

Hamburgs Speicherstadt, wo einst Waren mittels alter Seilzüge in große Speicherhallen transportiert wurden, das Rathaus, wo Verwaltung und Größe zusammentreffen, ein gut erhaltenes Gasthaus aus dem 17. Jahrhundert mit originalen Backsteinen und einer kleinen Gasse, die Legende des Wasserträger Hummel mit seinem „Mors Mors!“, die Mission für bedürftige Seemänner und vieles mehr konnten wir auf der anschließenden Stadtbesichtigung entdecken. Unser „Reiseleiter“, gebürtiger Hamburger und damit totaler Insider, führte uns voller Charme zu den besten Ecken der Großstadt.

Beim anschließenden Abendessen in der unglaublich großen, geradezu angsteinflößenden (oder abschreckenden?) Uni-Mensa wurde dann gemeinsam gelacht, geplaudert und das relativ gute Essen bewundert, was für jeden, der vielleicht schon mal auf einer Klassenfahrt oder so war, doch recht ungewohnt war.

Mit vollem Magen und neuem Mut konnten wir uns schließlich der Filmnacht widmen, die sich gerade in Gang gesetzt hatte. Gezeigt wurden eindrucksvolle Kurzfilme der Hamburg-Media-School, des Rostocker Filmfestivals und vieler anderer Filmemacher. Da tötete z.B. ein Kontrabass aus purer Eifersucht, oder eine ganze Stadt war verwirrt, weil ein Mann über Nacht seinen Bart verlor. Über diese und viele weitere skurrile Kurzfilme wurde bis zum lauten Geheule gelacht.

Irgendwann nachts angekommen an den Turnhallen, die für das angehende Wochenende unsere Unterkunft darstellten, schliefen auch die letzten lustigen Gemüter langsam auf der Isomatte ein.

Der 1. Oktober begann wieder sehr spannend. Nachdem die Hälfte der Turnhallengäste, kaum geschlafen oder halb erfroren, in der Mensa das Frühstück genossen hatten, fing das erste Symposium an. Das bedeutete, wir lauschten (oder versuchten es zumindest) den Diskussionen verschiedenster Politiker, Journalisten und Zukunftsforscher zum Thema, „Europa - Quo Vadis?“ Dabei stellten wir fest, dass Europa nicht sexy genug ist und der Medienauftritt der EU sich besser tief unter der Bettdecke verkrochen hätte. An Bett und Bettdecke hätten wir in diesem Moment natürlich nie gedacht.

Freudig machten wir uns auf zum zweiten Workshop.

Ob wir uns für kreatives Schreiben, Projektmanagement oder Fotografie entschieden hatten, war eigentlich völlig nebensächlich, denn das Spektrum an Workshop-Möglichkeiten war derart groß, dass man am liebsten überall mal vorbeigeschaut hätte. Wir lernten nicht nur, wie die Arbeit z.B. eines Managers aussieht, sondern knüpften auch durch die vielen anderen Jugendlichen in den einzelnen Kursen zahlreiche Kontakte zu Gruppierungen oder



Vereinen. So hatte ich in meiner Arbeitsgruppe unheimlichen Spaß mit einer waschechten Berlinerin, auch wenn ich die Hälfte dessen, was sie mir mitteilen wollte, nicht verstand. Anpassungsfähigkeit, Teamwork und ein gemeinsames Ziel brachten uns am Ende des Tages dazu, mit Freude zurückzublicken auf einen interessanten Nachmittag. Überhaupt war dieser Tag der schönste und erfahrungbringendste Tag des Wochenendes, natürlich nur neben dem Freitag und dem Sonntag.

Nicht zuletzt war dieser Tag als krönender Abschluss etwas ganz Besonderes. Unter anderem erzählte im Vortrag „Wege in den Journalismus“ die Leiterin der Hamburger Henri-Nannen-Schule für Journalismus, Ingrid Kolb, von ihrem persönlichen Weg in den Journalismus. Es wurde von Aufstiegskämpfen gesprochen, von viel Begeisterung und sehr viel Begabung. Und einige unter uns wurden sogar dafür belohnt durch die Verleihung des Allianz-Dokumentar-Preises 2005, um den sie seit Anfang des Jahres mittels einer auf Videokamera gefilmten Reportage (über diverse Themen) gekämpft hatten.

Dann hieß es: „Bühne frei für...die Zuckerschweine!“ Der Vorhang fiel und vier Herren in weißen Hemden und schwarzen Jeans standen uns gegenüber. „Improvisationstheater“ bedeutet Schauspielern ohne vorgegebenen Text, scheinbar einfach drauf los, auf aus dem Zuschauerraum kommende Stichworte. Und darin waren die „Zuckerschweine“ unglaublich gut. Das Publikum ließ sich die verrücktesten Situationen, völlig zusammenhanglose Rollen oder einfach nur Blödsinn einfallen, um die Akteure um Kopf und Kragen zu bringen. Doch die „Zuckerschweine“ ließen sich einfach nicht unterbuttern. Die Tränen liefen uns vor Lachen die Wangen herunter, während die vier völlig verschwitzt auf der Bühne umherliefen und z.B. „Vier Salzgurken auf der Kaffeefahrt durch Europa“ darstellten.

Das Improvisationstheater beschäftigte uns noch bis tief in die Nacht, und selbst als wir am nächsten Tag nach dem Frühstück erneut in den unterschiedlichsten Workshops waren, lachten einige von uns immer noch.

Zahlreiche Arbeitsgruppen fanden in externen Redaktionen statt, sei es im Büro des Hamburger Stadtmagazins „Fluten“, der Redaktion der „ZEIT“ oder beim „N-joy“-Radiosender.



Wie erwartet fand mein Workshop allerdings im Neubau des (zum Verlaufen sehr gut geeigneten) Universitätskomplexes statt. Wir lernten „PR-Öffentlichkeitsarbeit“, wie z.B. der Agenturalltag der Presse- und Public Relations-Agentur „Thomas Presse“ aus Berlin aussieht. Anhand eines eigens simulierten Projekts lernten wir, wie schwierig die verschiedenen Arbeitsschritte sind, vom Beschaffen der Aufträge über die Ausarbeitung teils am PC teils per Hand bis hin zur Kostenkalkulierung. Unser Glück, dass die Projekte nur simuliert waren!

Wieder erlebten wir viel und schlossen gute Freundschaften. Manche vertieften diese dann am Ende des Tages, als die große JMT-Abschlussparty anstand. Mit Live Band, Licht und Lebensfreude wurde getanzt, getobt und nicht selten auch geweint. Denn jeder Abend neigt sich schließlich mal dem Ende zu.

Am nächsten Morgen beim Frühstück war die Stimmung verständlicher Weise sehr getrübt, was wohl weniger an den Nachwirkungen des vorigen Abends lag als an der großen Aufbruchstimmung. Viele kamen nicht mehr zum Frühstück, weil sie bereits in den Turnhallen ihre Sachen packten, in den Zügen in alle Richtungen Deutschlands saßen oder gar schon zu Hause waren.

Auch für mich war direkt nach dem Frühstück Schluss. So entging mir auch die große Abschiedsveranstaltung (bei der sich neue Freunde weinend in den Armen gelegen haben müssen), weil ich da schon mit einigen anderen auf dem Weg zum Hamburger Hauptbahnhof war.

Das Teilnehmer-Ticket um meinen Hals und das Teilnehmer-Bändchen um mein Handgelenk waren am Abend dieses Tages die letzten Dinge, die mich vor dem Schlafengehen noch an die Jugendmedientagen erinnerten - abgesehen von den tausend schönen Eindrücken, Erlebnissen und Zukunftsinformationen, die ich mir an nur einem Wochenende mit auf den Weg genommen hatte.

Niemand weiß, was die Zukunft bringt. Nur eines weiß ich: Die Jugendmedientage 2006 im Berliner Reichstag lasse ich mir sicher nicht entgehen.

*Tanja Stelzl, Jgst. 12*

## Die 6c im Nettetaler Rathaus

Da im Unterricht das Thema „Politik in der Gemeinde“ besprochen wurde, machten wir uns am 12. Dezember 2005 mit Frau Schüller und den beiden Pat(inn)en Janine Bertges und Stephan Schrömbges auf den Weg zum Rathaus.

Am Eingang gegenüber der Sparkasse begrüßte uns Herr Kamps freundlich, erklärte aber, dass dies der *Hintereingang* sei - ganz zum Erstaunen Frau Schüllers. Endlich am richtigen Eingang angekommen, erzählte Herr Kamps etwas über die Statue vor dem Gebäude, die „Die Neuigkeit“ heißt und uns sagen soll, dass, wer man mit Fragen, Problemen oder Sorgen in das Rathaus geht, wieder mit Antworten, Lösungen und guten Vorsätzen herauskommt.

Vorne im Rathaus sahen wir im Boden eingemauert den Grundstein mit dem Nettetaler Wappen, in dem fünf Seerosen zu erkennen sind. Erklären lässt sich das durch die Entstehungsgeschichte und Geographie der Stadt: 1970 gegründet, hat Nettetal nun sechs Stadtteile. Aber das Besondere sind die vielen - um genau zu sein, zwölf - Seen Nettetals.

Weiter ging's zum „Bürgerservice“, wo man mit Fragen zur Stadt hinkommen kann, aber auch, wenn man z.B. seinen Schlüssel verloren hat. Hier trafen wir auf Herrn Wagner, unseren jetzigen Bürgermeister, dem wir sofort Löcher in den Bauch fragten. Wir wollten z.B. wissen: „Wie viele Menschen arbeiten im Rathaus?“ Als Antwort bekamen wir zu hören: „Ca. 300.“ Aber auch persönliche Fragen an Herrn Wagner wurden gestellt, z.B. wie alt er sei (Antwort: 34 Jahre). Sein Hauptanliegen für Nettetal sei, gestand er uns, dass die Stadt familiärer würde. Die wichtigste Frage für uns war natürlich, ob das WJG eine Ganztagschule werden würde. Als Antwort erhielten wir zum Glück ein „Nein“. Natürlich interessierte uns auch, wie viel die Dreifeld - Turnhalle gekostet hatte. Nach kurzem Zögern sagte Herr Wagner, dass die Stadt 3,16 Millionen Euro bezahlen müsse.

„Booah!“ - das hat uns alle umgehauen!

Dann verabschiedete man sich, und es ging weiter zur Poststelle. Hier kommen alle Briefe für die Stadt an oder werden verschickt. Besonders hatte es uns die vollautomatische Frankiermaschine angetan, und so bekamen wir alle einen bedruckten Briefumschlag. Unglaublich, hier gehen täglich bis zu 100 Briefe hinein und heraus!

Jetzt ging es weiter ins Archiv, für das sich die Stadt ein bestimmtes System ausgedacht hat, damit man kinderleicht die schweren Schränke hin- und herdrehen kann, und das sind sehr, sehr viele: Wenn man alle Dokumente des Archivs hintereinander stellt, ergibt dies eine Strecke von 3400 Metern. Aber alle sind durch Nummern gekennzeichnet und können so ohne Probleme durch einen Computer gefunden werden.

Und dann ging es ab ins Trauzimmer - nun wird geheiratet! Na ja, wir heirateten nicht, aber auf jeden Fall wurde uns erklärt, wo wer steht und wer was zu tun hat. Weil aber tatsächlich eine Trauung sofort bevorstand, mussten wir weiter, erst einmal zu der lange schon verdienten Verschnaufpause in der rathauseigenen Cafeteria.

Nun kamen wir zum letzten Punkt, dem Ratssaal, der seine Nutzung schon durch seinen Namen offensichtlich macht: Hier berät sich der Bürgermeister mit den 42 Stadträten (für jeweils 1.000 Einwohner einen). Der Stadtrat diskutiert mit dem Bürgermeister den Haushaltsplan. Er lässt Herrn Wagner erkennen, wie viel Geld ihm für die Stadt zur Verfügung steht.

Abschließend sahen wir uns einen Film über unsere Stadt an, der „Das idyllische Nettetal“ hieß.

Im Großen und Ganzen, kann man sagen, war der Besuch im Rathaus sehr aufschlussreich und Spaßig.

*Rebecca Schade, Kl. 6c*

## Theater

Am 10. und 11. September 2005 spielten zwei Theatertruppen des WJG unter meiner Leitung zwei von uns selbst verfasste Stücke, die die Verleihung der Marktrechte Lobberichs vor 500 Jahren zum Inhalt hatten. Initiatoren zur Herstellung und Aufführung der kurzen Einakter waren u.a. Herr Dr. Theo Optendrenk und Herr Christian Weisbrich MdL.

Um sich im Namen des VVV Lobberich und der Bürgerschaft für diesen Einsatz noch einmal und dieses Mal substanziell zu bedanken, lud uns Herr Weisbrich für den Abend des 7. Dezember ins Foyer der Schule ein

Er gratulierte hier herzlich „den jungen Künstlern“ zu ihren Leistungen, wünschte ihnen „für ihre persönliche und berufliche Zukunft alles Gute“ und überreichte mir als Geschenk des VVV für die Darsteller 250 Euro und für die Schulbibliothek die neueste historische Untersuchung von Herrn Dr. Theo Optendrenk, „Die Zeit der Bocholtz

– Beiträge zur Geschichte Lobberichs“. Ich durfte mich über das gleiche Buch als persönliches Geschenk des Autors freuen; er hatte es mir spontan nach dem Besuch der beiden Aufführungen versprochen, für die er voller Lob war.

Nicht nur den Schenkenden sei an dieser Stelle noch einmal sehr herzlich gedankt; ihr laut geäußertes begeisterter Dank bereits nach den ersten beiden von insgesamt acht Aufführungen hat den Darstellern damals besonders gut getan.

Übrigens: Die Euros werden wir für den Besuch von Theater-Aufführungen in Krefeld und Mönchengladbach verprassen; als erstes steht auf Wunsch der Schüler Schillers „Kabale und Liebe“ auf dem Plan. Da wollen wir bewundern, was die richtigen Künstler noch besser machen als wir!

*Heinz Roskothen, StD a.D., Leiter der Theater-AG*

### Gastschüler? - JA, bitte!



Ich war sehr aufgeregt, als ich nach der vierten Stunde verfrüht vom WJG nach Hause fahren durfte, um Angus, unseren australischen Gastschüler, der für drei Monate bei uns wohnen sollte, in Empfang zu nehmen. Ich stellte mir die ganze Zeit Fragen, z.B.: „Wie wird er

sein? Nett, freundlich, schrecklich? Was passiert, wenn er wirklich schrecklich ist?“

Ich fuhr also mit gemischten Gefühlen nach Hause, um auf ihn zu warten. Im Kopf ging ich noch einmal die Unterlagen über ihn durch, die uns „Step In“ (die Organisation) zugeschickt hatte. Nein, ich konnte mir wirklich nicht vorstellen, wie das ist, einen komplett fremden Menschen aus einer anderen Kultur für eine so lange Zeit bei sich zu haben.

Am 25. Januar nun ist Angus wieder zurückgefliegen. Wenn ich jetzt zurückdenke an alles, was wir zusammen erlebt haben, in der Familie sowie auch in der Klasse, dann kann ich nur sagen, dass es für alle, die etwas mit ihm zu tun hatten, nur von Vorteil war. Besonders ich habe erlebt, welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten vorhanden sind, da ich ihn jeden Tag in meiner Klasse und zu Hause sehen

konnte.

Ich selber habe meine Englischkenntnisse verbessert, konnte aber auch sehen, wie schnell Angus Fortschritte in Deutsch machte. Wenn ich es mal nett ausdrück: Er konnte am Anfang die einfachsten Sätze nicht verstehen und sprach fast ausschließlich Englisch mit uns. Nach etwa drei Wochen jedoch konnte man sich nicht mehr in Gegenwart von ihm über Sachen unterhalten, die er nicht mitbekommen sollte. Langsam aber sicher fing Angus auch an, mehr Deutsch zu sprechen - in den letzten fünf Wochen sprach er fast nur noch Deutsch mit uns! Ich hätte nie gedacht, dass man in nur drei Monaten so viel (an Sprachlichem) lernen kann. Und es war schön, ihm mit dem Lernen zu helfen, ihn zu verbessern und irgendwann zu sehen, dass er Aufgeschnapptes wirklich behalten hat. (Z.B. fragte er mich in der ersten Woche beim Ausräumen der Spülmaschine: „Wo wohnt die Tasse?“ Das kam später nicht mehr vor!)

Alle meine anfänglichen Ängste haben sich nicht bewahrheitet. Ich bin froh, dass meine Eltern so offen für die Aufnahme eines Gastschülers waren. Ich weiß auch, dass es nicht selbstverständlich ist, einen netten, freundlichen, überhaupt nicht schrecklichen Gastschüler zu bekommen. Dennoch möchte ich allen, die über einen Austausch oder eine Gastschülerschaft nachdenken, Mut machen! Es ist wirklich eine Sache, von der man profitieren und bei der man eine Menge Spaß haben kann.

Ich weiß, dass Angus sich hier in Deutschland sehr wohl gefühlt hat und traurig war, wieder nach Hause fahren zu müssen. Ich soll alle ganz lieb von ihm grüßen!!

*Katharina Nietzsche, Klasse 10a*

### Probleme? Probleme ? Probleme?

Vielleicht kann ich dir / euch helfen?

Sprechstunde / Beratung:

Beratungsraum:



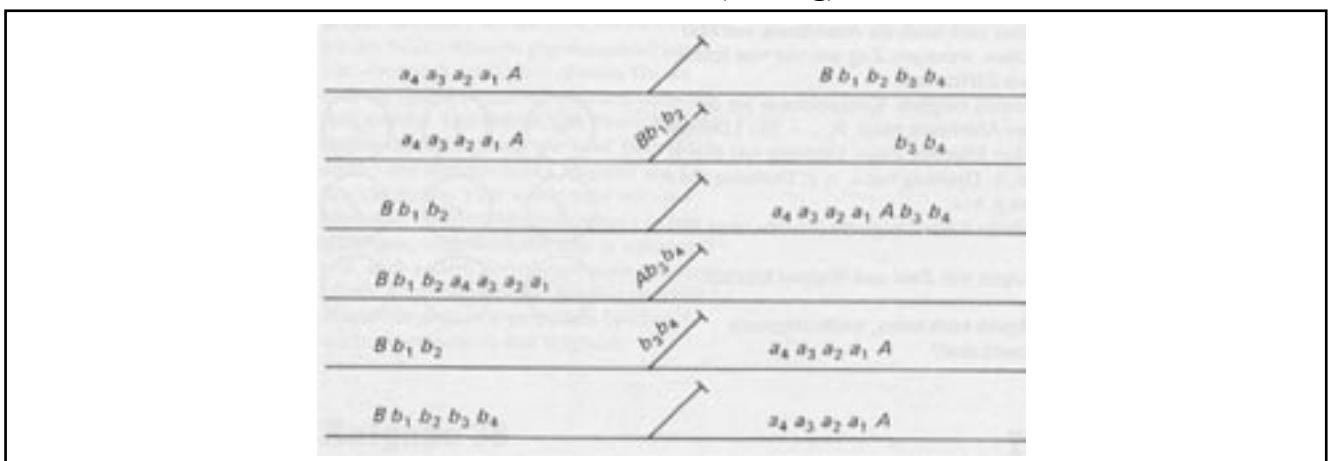
### Probleme? Probleme ? Probleme?

Mittwoch 3. & 4. Stunde / in jeder Pause

2.Obergeschoß

Gabi Kahmann

### Die Knobelecke (Lösung)



## Termine

Freitag	17.2.06	ab 20:00 Uhr	Ehemaligentreffen: WJG / neue Sporthalle
Mittwoch	22.2.06	18:30 Uhr	Information 13 plus f. neue 5 Kl., R 62/63
Mo.+Dienstag	27. + 28.2.06		Rosenmontag + Veilchendienstag (bewegl. Ferientage, unterrichtsfrei)
Mittwoch	1.3.06	8:00 Uhr	Kath. Gottesdienst in St. Seb. Ev. Gottesdienst in der ev. Kirche
Mo.- Freitag	6.-10.3.06		Kl. 9a + Kl. 10 d Klassenfahrt
Di. – Sonntag	7.-12.3.06		WJG (Schüler d.Kl. 8) in St.Quentin (F)
Freitag	10.3.06	11:45-13:30 15:00-19:00	2.Elternsprechtage(Unterricht bis 11:30 Uhr)
Donnerstag	16.3.06	Sonderplan	Känguru-Wettbewerb Kl. 5-13
Samstag	25.3.06	19:00 Uhr	Rock + Pop / Schulchor, Aula
Freitag	7.4.06	8:00 Uhr	Ökum. Gottesdienst (JS 5-13), Alte Kirche
Mo. – Freitag	10. - 22 4.06		Osterferien
Mo.-Freitag	1.- 5.5.06		Kl.10a Klassenfahrt
Mittwoch	3.5.06	19:00 Uhr	2. Schulkonf. d Schulj. 05-06, LZ
Dienstag	9.5.06		mündl. Abitur (unterrichtsfrei)
Donnerstag	11.5.06	18:00 Uhr	Information: Diff. Mittelstufe (Kl. 8), Aula
Donnerstag	11.5.06	19:30 Uhr	Information: Jahrgangsstufe 11, Aula
Fr. + Montag	12.+ 15.5.06		Kl.9a, Erste Hilfe Kurs, R 35
Dienstag	16.5.06	8:00 Uhr	Kl. 5-7: Kath. Gottesdienst in St. Sebastian Ev. Gottesdienst in der ev. Kir.che
Mi. - Freitag	17.-19.5.06		Kl. 7a – e Klassenfahrt
Donnerstag	18.5.06	18:00 Uhr	Information: 2. Fremdspr. (Kl. 5), Aula
Donnerstag	18.5.06	19:30 Uhr	Information: 2. Fremdspr. (Kl. 6), Aula
Mo.+Dienstag	22.+ 23.5.06		Kl. 9b, Erste Hilfe Kurs, R 35
Freitag	26.5.06		schulfrei (bewegl. Ferientag)
Di. - Sonntag	29.5. - 3.6.06		WJG (Schüler d. Kl. 10+11) in Rethel (F)
Di.+Mittwoch	30.+ 31.5.06		Kl. 9c, Erste Hilfe Kurs, R 35
Dienstag	6.6.06		Pfingstferien
Mi.+Donnerst.	7.+ 8.6.06		Kl. 9d, Erste Hilfe Kurs, R 35
Mittwoch	7.6.06	15:30-17:00	Kennenlernnachmittag: Neue 5. Klassen
Di.-Dienstag		13.6-20.6.06	Kl. 7, „Wasserprojekt“
Freitag	16.6.06		Abiturentlassung, Aula
Mittwoch	21.6.06		alle Kl., 11+12, Spiele-Sportfest
So.+ Montag	18.+ 19.6.06	20:00 Uhr	Auffüh. des Lit.kurses JS 12, Aula
Donnerstag	22.6.06		JS 5-12,Wandertag
Freitag	23.6.06	8:00 Uhr	Ökum.Open-Air-Gottesd., Hof 3/Aula
Freitag	23.6.06	8:45 Uhr	Kl. 5, 6, 7: 3-Stein, Wasserproj. Robinson
Freitag	23.6.06	Ende 3.Stde	Zeugnisse: / Sommerferien
Mittwoch	9.8.06	8:30 Uhr	JS 6 – 13, Unterrichtsbeginn